

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 45. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. December 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Gesellschaftstoilette. Robe von schwarzem Sammet. Der vorn am Rock angebrachte schürzenartige Besatz besteht aus grünem Atlas mit darüberfallenden schwarzen Spitzen-Volants, deren jeder in der Mitte und zu beiden Seiten durch Schleifen von grünem Atlasband gefasst wird. Dem entsprechend ist auch die hinten hohe, vorn edig ausgeschnittene Taille und der weite offene Jagodenärmel garnirt. Die Taille ist ohne Gürtel, nur mit Schnur eingefasst, und bildet vorn eine abgerundete Schleppe. Den Ausschnitt des Kleides umgibt eine Spitze. Unterärmel von Spitzen. Hut von smaragdgrünem glatten Sammet, mit schwarzen Spitzen und einer grünen Feder garnirt.

Figur 2. Brauttoilette. Weißes Atlaskleid mit hoher Taille, durch einen Gürtel von weißem Atlasband umfaßt, welches vorn zu einer Schleife geschlungen, in langen Enden auf den Rock hinabfällt. Der Rock ist mit zwei breiten Spitzenvolants garnirt, denen Tüllvolants als angemessene Unterlage dienen; eine Puffgarnitur von weißem Atlas trägt außerdem noch dazu bei, die Volants etwas absteifend zu erhalten. Die Taille ist durch eine glatte Berthe verziert, welche hinten eine Spitze bildet und vorn durch ein Bouquet geschlossen, ziemlich schmal endigt. Die Ärmel bestehen aus einem Puff und breitem Volant von Atlas, nach vorn etwas in die Höhe genommen, einem Spitzenvolant als Unterlage dient. Unterärmel von Tüll, um die Hand durch eine Tüllrüsche zusammengehalten. Langer glatter Brautschleier von Tüll, welcher zu beiden Seiten bis zum Saum des Kleides hinabreicht. Das Haar ist in Puff-Scheitel geordnet. Eine Kränze des aus Narzissen, Haidkraut und Orangeblüthen bestehenden Kranzes jenseit sich nach der Stirn zu, während die vorderen Theile desselben am Hinterkopf placirt und dort durch eine weiße Atlasflesche zusammengehalten sind.

Figur 3. Toilette einer älteren Dame. Kleid von grünem Taffet, mit abwechselnd grünen und schwarzen Volants von Taffet. Hut von weißem Sammet, mit Rosen ohne Blätter und einem Band von punktirtem Tüll garnirt. Kinnfleschen von weißem Atlasband. Großer Casimirshawl.

Figur 4. Toilette einer jungen Dame als Brautfräulein. Robe von rosa Taffet, bis über das Knie mit schmalen, 5

Centimeter breiten Volants garnirt. Die hohe Taille ist vorn durch schmale Volants lakartig und außerdem noch durch eine Shawl-Berthe, aus drei schmalen Volants bestehend, verziert. Die anliegenden Ärmel haben oben drei Puffen und darüber einen schmalen Volant. Der Gürtel ist vorn durch eine Schleife ohne Enden geschlossen. Hut von weißem Sammet, mit rosa Taffet und Rosen ohne Laub garnirt. Kleiner Spitzen-Kragen; Spitzen-Manschetten, auf den Ärmel zurückschlagend.

Figur 5. Promenadentoilette. Robe von schwarz und grün gestreiftem Taffet. Mantel, genannt Pelisse Louis XV., von schwarzem Sammet mit Sammetborde derselben Farbe verziert. Der Mantel ist vorn einem Serrenpaletot ähnlich geschnitten, hat oben ein glattes Schulterstück, woran die Ärmel in vier großen Falten, das Rückentheile ebenfalls in großen Falten festgenäht ist, welche dem Mantel die nöthige Weite geben. Eine vorn edige, hinten spitze Pelserine deckt das Schultertheil. Hut von glattem alpenrosenfarbenen Sammet, mit Rosetten von weißen Federn und einer Charpe von Tüll garnirt.

die Schweifstropfen von Stirn und Schläfen trocknend und Athem schöpfend, endlich erreichten sie die Höhe des Thurmes. Bis dahin hatten sie kein Wort gewechselt, nur ihre Schritte hallten in gemessenem Tact durch den engen Käfig der Treppe. Jetzt, auf der obern Gallerie angekommen, erhob der Greis die Hand und sprach, auf die Stadt unten deutend:

„Sieh, Matteo, sieh diese Stadt dort unten, aus Marmor gebaut, einst so herrlich, jetzt so verfallen, ist Venedig!“

Der Knabe umfaßte mit seinen Blicken die alte Dogenstadt, so weit der Morgennebel es gestattete. Der weite blaugraue Vorhang, mit welchem der von den Canälen und Lagunen aufsteigende Dunst die Stadt verhüllte, begann eben erst sich zu theilen, und vergebens verschwandete die aufgehende Sonne ihre brennendsten Pfeile an diesem feuchten Mantel. Endlich wich der Nebel, obgleich langsam am, die Kuppeln der Dome und Kirchen, die Dächer der Paläste und Häuser wurden sichtbar; bald auch konnte man die öffentlichen Plätze, die Straßen und Canäle unterscheiden, in denen die aus Griechen und Italienern gemischte Bevölkerung Venedigs zu wogen begann und einige frühe Gondeln sich kreuzten. Wenige Augenblicke noch, und die Stadt lag im Glanze des schönsten Tages.

Matteo sah nun vor seinen Augen das herrlichste Schauspiel sich entfalten. Die Basilika von St. Marcus mit ihren vier orientalischen Kuppeln, der Façade mit den spitzen Glockenthürmchen und den vier Nischen von Bronze über dem großen Eingang, die Piazza, von Arcaden und Gallerien umrahmt, die Piazzetta, auf welcher der ernst, majestätische Dogenpalast sich erhebt, und die zwei Säulen, deren eine den

Die letzten Foscari.

I. Capitel.

Um fünf Uhr Morgens.

Beim ersten Schein eines warmen Junimorgens des Jahres 1796 bestieg ein Greis und ein Knabe die Treppe zum Glockenthurm, welcher sich vor der Façade der venetianischen Basilika erhebt. Langsam stiegen sie die unzählbaren Stufen der Wendeltreppe hinan, deren Ende man kaum zu erreichen glaubt.

Endlich, nachdem sie oft minutenlang stehen geblieben,



verstümmelten Löwen von St. Marcus trägt. Die zahlreichen anderen Kirchen, die Massen der Häuser traten hervor, Häuser, wie aus dem Orient hierher getragen. Mit Bewunderung und stummem Erstaunen betrachtete Matteo das herrliche Gemälde; wie eine fröhliche Schwalbe flog sein Blick von Thurm zu Thurm, von Haus zu Haus, tauchte in die Tiefen der belebten Straßen, streifte über die von den Ruderern der Gondolieri durchsuchten Canäle, immer weiter, bald nach der Insel San Giorgio, bald nach des fernen Meeres kleinen Wellen, die, vom Morgenwind getrieben, dem westlichen Ufer des Golf zuströmten, bald weiter noch, nach Nordwest, wo die Alpen von Friaul mit weißen Umriffen am Horizont sich abzeichnen.

Cassietti (so nannte sich der Greis), den Blicken seines Sohnes folgend, ergriff lebhaft mit einer Hand den Arm des Jünglings und sprach, mit der andern nach dem Dogenpalaste deutend:

„Matteo, nicht dort drüben ist Venedig, es ist hier, dicht vor uns, in diesem Palaste ist Venedig mit seinen Spionenaugen und Ohren, mit heimlichen Angebern, mit seinen verummten Richtern, deren Gesetze, wie Verbrechen, nur in der Stille der Nacht von Henkern vollstreckt werden.“

Der Knabe erhob die großen Augen staunend zu seinem Vater, denn er verstand nicht, was seine Worte bedeuteten.

„Was meinst Du, Vater?“

„Warte noch einen Augenblick und Du wirst mich verstehen, Matteo,“ antwortete Cassietti, nach Morgen sich wendend, und mit so großer Ungeduld die Sonne beobachtend, als könne er dadurch den Lauf des mächtigen Gestirns beschleunigen.

Jetzt hob die Uhr von St. Marcus aus, und der Hammer schlug an mit schwerem, dumpfem Klang.

„Es schlägt voll,“ sprach Cassietti. „Zähle, mein Sohn.“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf — es ist fünf Uhr, Vater.“ antwortete Matteo.

„Gut, mein Sohn,“ rief der Bergbewohner mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freude. Der Himmel sei gepriesen! Denn von diesem Augenblick an bist Du nicht mehr Matteo Cassietti, sondern Luigi Matteo Foscarei, der letzte Sproß dieses alten Geschlechts, von jetzt an bist Du ein edler Venetianer und hast das Wappen einer der vornehmsten Familien des Staates Venedig zu führen. Mein Sohn, öffne Dein Ohr, doch mögen Deine jugendlichen Locken nicht bleichen, wie das Haupt des Mannes wohl könnte bei Anhörung der traurigen Geschichte, die ich Dir erzählen werde.

„Dort in dem Palaste, dessen Dächer zu unsern Füßen sich ausbreiten, herrschte vor 300 Jahren der Doge Francesco Foscarei. Es war um das Jahr 1423. Die Freude, die Ehre, die Macht, das Glück wohnten in seinem Hause, begleiteten ihn in seiner Herrschaft zum Ruhm der Republik, deren Zügel er führte, und mit Recht konnte er sagen: Gott ist mit uns!“

Doch das Weil des Todes erhob sich gegen den kräftig stolzen Baum und schlug den ersten seiner Zweige ab, dann einen zweiten, darauf einen dritten. In weniger als acht Jahren hatte der alte Doge drei seiner Söhne verloren. Einer noch blieb ihm, Namens Jacopo. Dieser ward in einer unglückseligen Nacht von einem Angeber beschuldigt, Geschenke an Geld und Juwelen von dem Herzog von Mailand empfangen zu haben, ein Verbrechen, welches die geheimnißvollen Gesetze der Republik nie verzeihen. So ward denn Jacopo verbannt auf Lebenszeit und lebte mit seiner Gattin und seinen Kindern im Exil zu Treviso, als eines Abends in Venedig nach Jacopo's fünfjähriger Abwesenheit sich das Gerücht verbreitete, ein Mitglied des Rathes der Zehn sei ermordet. Augenblicklich traf der Argwohn den Verbannten, dessen Diener am Tage der That in Venedig gesehen worden war. Der Diener ward gefoltert, der Herr ebenfalls, und beide ertrugen mit Standhaftigkeit die Martern, ihre Unschuld behauptend. Seines Leugnens ungeachtet ward Jacopo nach der Insel Candia verbannt, doch noch ehe er den Ort seines Exils erreichte, entdeckte man den wahren Thäter, Nicola Grizzo. Vergebens that jetzt der unschuldige Verurtheilte Einspruch gegen das Urtheil, vergebens flehte er den Rath der Zehn um Gnade an, das rücksichtslose Tribunal blieb unhilllich.

Die Verbannung lastete schwer auf dem armen Jacopo. Sein Vater war alt, seine Mutter war alt, sein Vaterland lag ihm am Herzen, Vater und Mutter wiederzusehen, ehe sie starben, das Vaterland, ehe es unterging, das war der Traum seiner Tage, seiner Nächte, sein einziger Gedanke. Jeden Morgen sah man ihn am Ufer des Meeres sitzen, mit Augen und Herzen den Wellen folgend, welche der asiatische Wind gen Venedig trieb. Jeden Abend lebte er am Ufer, um zu lauschen, ob die vom Adriatischen Meere her wehende Luft ihm nicht einen Ton des Lebens aus seiner fernen Vaterstadt hertrage. Eines Tages rief er aus: „Wenn Gott mir nicht gestattet, frei zu leben wo ich geboren bin, wird er mir doch vielleicht gestatten, dort zu sterben!“ Sein Plan war bald gemacht; er schrieb an den Herzog von Mailand, um seine Vermittelung bei dem Rath der Zehn zu bitten, und veranfaltete es so, daß der Brief den Spionen in die Hände fiel, mit denen die Politik seiner Feinde ihn stets umringte. In Folge dieses aufgefundenen Briefes ließ das Tribunal den Gefangenen nach Venedig kommen, verhörte ihn zum dritten Mal, und schickte ihn zum dritten Mal in die Verbannung. Kaum aber hatte die Galeere, welche ihn aus Venedig fortführen sollte, das Ufer verlassen, als er starb, woran, wodurch, ward nicht bekannt. Doch er hatte seinen Vater, seine Mutter wieder umarmt, er hatte seine Gattin wiedergesehen, seine Kinder gesegnet, er hatte den vaterländischen Boden betreten und aus der Ferne die Kirche begrüßt, wo er einst die heilige Taufe empfangen. Er konnte also sterben und starb gern. Nun, Matteo, dieser so grausam behandelte, durch Leiden gedrückte, durch Marterwerkzeuge verstümmelte Mann war Dein und mein Ahnherr, Jacopo Foscarei, ein Sohn des Dogen, Theilhaber eines der erlauchtesten Namen, die im goldenen Buche Venedigs verzeichnet stehen.“

„Vater, eine Waffe, einen Dolch, daß ich Rache nehme, einen Carabiner, daß ich Gerechtigkeit fordere!“ rief der Knabe mit Augen, welche Blitze zu sprühen schienen.

„Gerechtigkeit, Matteo!“ antwortete Cassietti, seinem Sohn einen fast zornigen Blick zuwendend. „Gott allein wird sie üben, wenn der Tag gekommen. Seit drei Jahrhunderten schon warten die Foscarei, daß dieser Tag komme. — Am Tage, da ich mein sechszehntes Jahr erreichte, nahm mein Vater mich bei der Hand, wie ihn einst der seinige, wie ich Dich, führte mich auf diesen Glockenthurm und erzählte mir

die Geschichte, die Du so eben gehört hast. Dann, nachdem er geendet, wandte er sich nach allen Himmelsgegenden und rief wie ich jetzt: Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“

„Zweifle nicht, Vater, Gott wird sie uns gewähren, denn täglich werde ich ihn von der Höhe unserer Berge aus darum bitten. Mein Morgengebet, mein Abendgebet, mein täglicher Gedanke soll sein: Gerechtigkeit!“

Es war ein eigenthümlich feierliches Bild. Der Knabe an der Seite des Greises auf der schwindelnden Höhe des Thurmes, die Hände zum Himmel erhoben und das verhängnißvolle Wort über Venedig ausrufend. Es war, als habe der Schatten Jacopo's diese Stimme geliebt, um den Himmel an den Tag des Gerichts zu mahnen.

„Sei ruhig, mein Jacopo, in Deinem seit drei Jahrhunderten geschlossenen Grabe, denn das Sündenmaß Venedigs ist voll,“ fuhr der Greis wie in einer Vision fort. „Wie Tyrus und Sidon, wird es die Hand des ewigen Richters auf dich herabziehen, seinem Löwen wird das Schwert enteilt und die Stürme werden die Flotten verschlingen, welche die Meere bedecken.“

„Sei ruhig, armer Jacopo, Du wirst gerächt werden, denn der Tag des Herrn ist nahe, Venedig wird fallen, seine Gefänge werden schweigen, seine Paläste verlassen sein. Einsamkeit wird wohnen auf den Plätzen, auf den Quais und Canälen, selbst der Gondolier wird vergessen, daß es seine einst geliebte Vaterstadt war.“

Vater und Sohn stiegen jetzt den Thurm schweigend hinauf, wie sie ihn erstiegen.

Vor dem Portal von St. Marcus angekommen, betrachtete Cassietti lächelnd die großen Rosse von Bronze über denselben und ließ weitergehend seine Blicke über das Meer gleiten, auf welchem hier und da ein lateinisches Segel schwamm, traurig sein Dreieck von grauer Leinwand den Wellen zu neigend.

Jetzt löste ein Gondolier seine Barke vom Quai der Piazzetta und sang, nach der Insel St. Giorgio rudern, mit sanfter Stimme:

Venetia, der süßen,
Mein Lied entgegenfliegt,
Die, wie ein Schiff, zu Füßen
Dem Dom St. Marcus liegt.
Wie schlanker Masten Pfeile
Stehn ihre Thürme da.
D eile,
Mein Liedchen, ohne Weile
Zu meinem Lieb' Venetia.

Cassietti hörte nachdenkend diesen heitern Gesang. Unwillkürlich mußte er Jacopo's denken, der vor 300 Jahren, an Candia's Ufer, nach derselben Liebe sich sehnte.

Der Gondolier fuhr fort:

Der Golf, dem sie gelassen,
In weiten Armen ruht,
Speist ihre Wasserstraßen
Mit seiner blauen Fluth.
Noch trennet manche Weile,
Mich von der Theuren ja,
Drum eile,
Mein Liedchen, ohne Weile
Zu meinem Lieb' Venetia.

Venetia, die Schöne,
Des Meeres Königin,
Ist aller Schiffer Söhne
Huldvolle Schützlerin.
Drum feiert auch die Süße
Mein Liedchen fern und nah.
D grüße,
Mein Sang, die Hehre, Süße,
Mein schönes Lieb' Venetia!

Cassietti ward immer trauriger. Ein seltsamer Contrast, der tiefe Ernst des Greises und die harmlose Fröhlichkeit des Gondoliers, dessen Barke bald hinter der Kirche St. Giorgio verschwand. — Es tönte wie ein lustiges Lied auf einem Grabe! Cassietti's Herz war ja ein Grab.

Er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt und der Seewind spielte mit seinen weißen Haaren, die lose um seine abgemagerten Schläfe flatterten, während Matteo bedauernd neben ihm stand und nicht wagte, ihn seinen traurigen Betrachtungen zu entreißen.

Jetzt ertönte die Hafenglocke in raschen Schlägen, und zugleich begann ein fröhliches Gesumme unter den Schiffen, denen dieses Signal eine kurze Unterbrechung der Arbeit anzeigt.

„Vater, jetzt ist's acht Uhr,“ rief Matteo, erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, den Vater seiner Träumerei zu entreißen.

„Nun, so wollen wir gehen, mein Sohn,“ antwortete Cassietti. „Wäge Gott uns erhören und geben, daß Du nicht genöthigt seist, Deinem Sohn, wenn er das sechszehnte Jahr erreichte, das undankbare, ungestrafte Venedig als Feindin seines Geschlechts hier zu zeigen!“

„Vater, hast Du mir nicht gesagt, daß Gott gerecht sei?“

2. Capitel.
In den Bergen.

Eine Woche nach der Scene auf dem Glockenthurm zu Venedig ritt ein Cavalier, von zwölf Panduren begleitet, von Nord nach Süd an der Ostküste des Adriatischen Meeres. „Panduren“ war bekanntlich der Name jener Miliz, der in den venetianischen Staaten die Beaufsichtigung der Landstraßen und der Gebirge oblag. Die Reisenden hatten Carlopago und Novigrad passiert und verließen mit Tagesanbruch Pola, um sich nach Zara zu begeben. Seit dem Morgen ritten sie in der glühendsten Sonnenhitze, die Länge des Weges und die Gluth des Tages verwirrend, welche nur dann und wann durch einen frischen Windstoß vom Meere her gemildert ward.

Blötzlich ertönte ein Freudenruf aus dem Munde der erschöpften Reiter — zwei Thürme wurden sichtbar — Zara lag vor ihnen, in der Handelswelt berühmt durch den trefflichen Marasquin, welcher dort bereitet wird, und in der Geschichte dadurch, daß im Jahr 1204 in dem vierten großen Kreuzzug dort das Vorpiel zur Einnahme von Constantinopel in ihren Mauern stattfand.

Die Pferde spitzten die Ohren, mit freudigem Wiehern den Ruf ihrer Reiter beantwortend, und verdoppelten ihre Schritte in Erwartung eines guten Futterz und einer frischen Streu. Je deutlicher die alte Hauptstadt Dalmatiens mit ihren fast orientalischen Gebäuden, den dampfenden Schornsteinen der zahlreichen Destillationen, welche ihre sonnenvergoldeten Rauchbüschel in den Lüften wiegten, hervortrat, je mehr beschleunigten die Thiere ihren Lauf und kamen endlich schweißtriefend vor den Mauern der Stadt an.

Der Chef des Reitertrupps sprang aus dem Bügel und trat auf die nahe Schildwache zu, welche nach einigen kurzen Fragen und Antworten ihn in das Wachhaus führte, wo er dem Capitain den Zweck seiner Reise nach Zara mittheilte. Darauf stieg der Fremde wieder zu Pferde, winkte seinem Gefährten und ritt mit ihnen in Zara ein, begleitet von dem Capitain des Wachpostens. Der Palast des Gouverneurs öffnete sich dem stolzen Fremden, welcher erhobenen Hauptes durch die Straßen ritt, und die Leute in Zara zerbrachen sich die Köpfe, was wohl eine so vornehme, geheimnißvolle Persönlichkeit habe herführen können.

In kleinen Städten, wo jeder Vorfall zu einem Ereigniß wird, erlangen die Menschen durch die Gewohnheit, über unwichtige Sachen nachzugrübeln, eine Art Sicherheit im Erforschen der Gründe einer Begebenheit und treffen oft instinctgemäß das Rechte. Diesen Instinct besaßen die Bewohner von Zara im höchsten Grade. Kam doch selten genug etwas, das die Einförmigkeit ihres Lebens unterbrach, etwa ein Schiff von Durazzo oder eine Barke von Venedig — also wird man begreifen, welche Senation die Ankunft eines Fremden erregte, der wohlwogener als ein vornehmer Venetianer und noch dazu einer vom Rath der Zehn sein konnte. Was noch zu wissen übrig blieb, war sein Name und der Zweck seiner Reise.

Von Einem aus dem Gefolge hatte man erfahren, daß der Fremde tiefer ins Gebirge zu reisen beabsichtige.

„Ei, da ist kein Zweifel — er will neue Regimenter werben unter den Bergbanditen,“ bemerkten einige Scharfsinnige. Die Leute hatten recht gerathen, denn das Mitglied des Rathes der Zehn reiste wirklich ins Gebirge, um dort tüchtige Arme zu Venedigs Vertheidigung zu werben, und machte sich in der Kühle des Abends auf den Weg.

Die Republik Venedig lag in den letzten Zügen. Venedig war blind geworden — ein Blitz mußte kommen, ihm die Augen zu öffnen. Venedig war taub — es bedurfte eines Donnerschlags, um es hörend zu machen, und dieser Blitz leuchtete, dieser Donnerschlag blieb nicht aus.

Der Himmel einer sternhellen Sommernacht breitete sich über die wilde Berggegend, welche die venetianische Reiterstgahr zu passieren hatte. In der tiefen Schlucht, durch welche der Zagrad, von den Bergen kommend, strömt, mußten die Pferde hintereinander hergehen, weil der schmale Steig das Nebeneinanderreiten nicht gestattete. Blühende Oeanderebüsche neigten sich auf die Häupter der Reisenden, welche nur mit großer Behutsamkeit vorwärts reiten konnten, ja gänzlich Halt machen mußten, so oft der Mond sich hinter einer Wolke verbarg und den gefahrvollen Weg in völliger Dunkelheit ließ.

Endlich, nach mannigfachen Aengsten, welche die nächtlichen Klänge der schaurig wilden Bergnatur dem Venetianer einflößten, gelangte der Trupp an die Stelle, wo die Schlucht sich zu einem großen Amphitheater erweiterte. Ein finsterner, heimlicher Ort, wie von einem Fluche berührt, trotz dem malerischen Charakter der Landschaft. Ein großer stiller See, in dessen dunkelblauer Fläche der silberne Mond und tausend Sternenaugen sich spiegelten, ringelte die üppigste Vegetation, Bäume, welche den Streich der Art nie kennen lernten und nur dem Blitz oder der Zeit erlagen; Blumen, deren Betrachtung das ganze Leben eines Botanikers ausfüllen würden: Gras, hoch wie Rohr, welches kaum den Durchgang gestattete und in dessen dichtem Walde der Fuß mit jedem Schritte eine Welt bunter Käfer, stinker Gidechsen, sauler Grillen und fleißiger Ameisen aufstieß. Doch über diese ganze Herrlichkeit ist ein Schleier unbeschreiblicher Traurigkeit gebreitet, ein Gefühl befällt die Seele, welche das lateinische Wort horror fast allein richtig bezeichnet. Auch die Stille des Orts hatte etwas Unheimliches. Nur selten bewegte ein Lüftchen rauschend das Rohr am Ufer des Sees, schrie eine Gule oder ein Käuschen, verborgen im hohen Stamme eines alten Baumes, der zu erliegen schien unter dem Gewicht der Schlingpflanzen, die ihn umfracht hielten. Es war eine Landschaft, wie für den Pinsel Salvator Rosa's geschaffen.

Der Venetianer konnte sich eines Schauers nicht erwehren, da er, die Schlucht verlassend, am Ufer des Sees stand.

„Herr,“ sprach der Anführer der militairischen Begleitung, „das ist der Ort, wo der Haiduchenschef bei Tagesanbruch sich einzufinden versprach.“

„Ich weiß,“ antwortete der Abgesandte Venedigs. „Doch was ist das dort für ein Licht?“

„Dort drüben, jenseits des Wassers, unter den Bäumen?“

„Ja, am Fuße des überhängenden Felsens?“

„Dort wohnt Cassietti, der Freund der Haiducken und letzter Sproß einer der edelsten Familien, welche im goldenen Buche verzeichnet stehen.“

„Cassietti? Das goldene Buch enthält diesen Namen nicht.“

„Wohl wahr,“ entgegnete der Pandur, „Cassietti ist nicht sein wahrer Name. Man sagt, seine Vorfahren hätten, Venedig verlassend, diesen Namen angenommen, um den ihren zu verbergen, und hätten sich hier in die Berge zurückgezogen, weil sie unter Banditen sich sicherer fühlten, als unter der venetianischen Signoria. Die Familie soll schon seit mehrern hundert Jahren hier wohnen, doch ihren wahren Namen und den Grund dieser Zurückgezogenheit kennt man nicht.“

Kaum hatte der Pandur diese Rede geendet, als der Klang eines Hornes sich vernehmen ließ, langsam und zitternd, wie eine Totenklage, in den Bergen verhallend.

„Das ist, glaube ich, das verabredete Signal,“ bemerkte der Venetianer.

Das kleine Lichtchen, welches vorher sichtbar gewesen, verwandelte sich jetzt in eine ausgebreitete Helle, welche die Fenster eines Hauses erkennen ließ und fast der blendenden Gluth einer Schmelde gleichkam.

Zum zweiten Male erschallte das Horn, aber lauter, fast wie das Gebrüll eines wüthenden Auerochsen, ja es schien, als zittere der Spiegel des Sees von dem gewaltigen Klange.

Zum dritten Male erklang das Horn.

„Gott sei uns gnädig!“ rief der Venetianer. „So müssen die Possanen klingen, welche die Menschen am jüngsten Tage von allen Enden der Welt zusammenrufen.“

„Dies ist vielleicht eben so fürchterlich. Es ist das Horn Dmitri Eisenarm's, des Haiducencapitains und Königs dieser Berge.“

Kaum waren die Worte gesprochen, so sahen die Fremden auf dem hellen Hintergrunde der Fenster von Cassiotti's Hause die colossale Gestalt eines Mannes erscheinen.

„Holla, Ihr da drüben, hört!“ rief eine Stimme, so gewaltig, als der Ton des Hornes.

„Wir hören! Redet!“ antwortete der Anführer der Panduren.

„Die Lösung: Venetia!“ rief der Riese.

„Die Berge!“ rief der Venetianer als Erwiederung.

„Kommt mit zwei Männern und haltet Euch rechts!“ rief der Haiduchenhauptling.

Der venetianische Abgesandte zögerte einen Augenblick, doch mußte er, daß Dmitri als Mann von Wort und Ehre bekannt sei, er wußte, daß ein gefangener Feind in seinen Händen so sicher sei, wie in einer Kirche — also ritt er mit zweien seiner Begleiter am rechten Ufer des Sees entlang. Vor dem Hause angekommen, stieg er vom Pferde und stand nun Dmitri, dem König der Berge und dem Schrecken der Ebene, gegenüber.

Dmitri hatte ein schönes griechisches Gesicht, wie nach einer antiken Statue seines Vaterlandes gemeißelt, denn er war von Geburt ein Grieche. Noch ganz jung, war er von Zigeunern mitgenommen und später in Bosnien wieder verlassen worden, wo er sich mit den Haiducken verband, deren Hauptling er jetzt war. Seine Augen, schwarz wie Lava und glänzend wie Karfunkel, rollten unaufhörlich mit ungläublicher Lebhaftigkeit unter den dichten Augenbrauen und gaben der Physiognomie etwas Unruhiges, nur zuweilen durch ein Lächeln gemildert, welches dem von einem langen Schnurrbart beschatteten Munde einen angenehmen Ausdruck gab und zwei Reihen blendend weißer Zähne enthüllte. Sein nach morlachischer Sitte kahl geschorener Kopf war von einer Mütze aus schwarzem Schaffell bedeckt. Die Kleidung war ganz geeignet, die Athletengestalt des Haiduchenhauptlings ins hellste Licht zu stellen. Die goldgestickte Jacke hielt um die Taille ein breiter Gürtel fest, aus welchem der Kolben eines Pistols und der eingelegte Griff eines Jagdmessers hervorsahen. Feste Sandalen von Leder, mit Riemen an die Füße geschnallt, bildeten seine Schuflüre; um die Schulter hing in malerischen Falten ein Mantel, welcher seinem Ciguer als Decke bei Nacht und als Divan bei Tage diente, und eine lange Kante, mit reichen Seidenquasten geziert, vollendete die wildschöne Erscheinung.

Dmitri bemerkte den erschütternden Eindruck, den seine Nähe auf den Venetianer hervorbrachte, und lächelte.

„Signor!“ sprach er, „seid gegrüßt im Reich der Berge! Wenn's Euch gefällig ist, wollen wir unter diesem Dache unsere Verhandlungen eröffnen.“

Der Venetianer athmete freier auf, vollkommen beruhigt durch die Worte des Haiducken, welche mit einer an diesem Manne und an diesem Orte erstaunenswerthen Courtoisie ausgesprochen wurden.

Dmitri nötigte mit höflicher Handbewegung den Venetianer, ins Haus zu treten, und folgte ihm, die Thür hinter sich schließend.

Sie befanden sich nun in einem weiten Saale, in dessen einer Ecke auf einem großen eichenen Tische zwei ungeheure Kannen mit Pfäumenbrandwein standen, von sechs bis zum Rand gefüllten Bechern umgeben. Ein Divan, mit dem unvermeidlichen schwarzen Schaffell bedeckt, zog sich an den Wänden hin als einziger Sitz, welchen das Gemach aufweisen konnte. Die beiden Männer nahmen Platz darauf, doch kaum hatten sie sich niedergelassen, als Dmitri sein Messer zog und mit dem Griff desselben dreimal auf den Tisch schlug. Augenblicklich öffnete sich die Thür und in der dunkeln Oeffnung erschienen zwei Köpfe: der Kopf eines Greises und der eines Jünglings, von dessen strahlenden Augen ein eigentümliches Licht ausging. Diese Beiden waren Cassiotti und sein Sohn Matteo.

„Cassiotti,“ sprach der Haiduchenschef, „ich muß einen Mann aus den Bergen hier haben zum Zeugen bei dem Vertrage zwischen dem Capitain Dmitri und der Signoria Venedigs. Dieser Zeuge sollst Du sein. Nimm Platz an dem Tische, wähle Dir einen Becher, den größten, wenn Du willst, leere ihn und höre!“

Der Wirth des Hauses am See setzte sich, nahm einen Becher, leerte ihn, stellte ihn sogleich wieder auf den Tisch und ließ sein Ohr der Verhandlung.

Dmitri zog jetzt aus seinem Gürtel ein Pergament, mit dem Wappen von St. Marcus gesiegelt. „Signor,“ sprach er, „hier ist der Brief vom Rath der Zehn, welcher mir Euer Ankunfts in den Bergen verkündigt. Ihr seid hier und wir können unterhandeln. Vorerst wisset, daß manche Dinge mir bekannt und manche noch übrig sind, über welche Ihr mir Auskunft geben müßt, ehe ich mit Euch unterhandle. Was ich weiß ist: daß Venedig am Ende seiner Macht steht. Und nun seid so gut und beantwortet mir offen und kurz die Fragen, die ich an Euch zu stellen habe. Venedig hat tapfere Arme nötig, es weiß die unferen zu schätzen, es begehrt unsern Beistand, welchen Preis zahlt es dafür?“

„Signor Dmitri,“ entgegnete der Venetianer, „die Hälfte dessen, was der Dogenpalast werth ist, soll Euer sein, wenn wir durch Euch von der drohenden Gefahr errettet werden.“

„Gut, Signor, das wäre ein Punkt. Doch welche Garantie giebt uns die Stadt für die Erfüllung ihres Versprechens?“

„Mein Name und mein Kopf — das ist die Bürgschaft, die ich Euch biete. Hier ist die Schrift, welche mir Vollmacht giebt, persönlich die Bedingungen des Vertrags abzuschließen.“

Er überreichte mit diesen Worten dem Haiducken ein Pergament, an welchem an seidener Schnur das Siegel von St. Marcus hing. „Mein Kopf bleibt Euch zum Pfande,“ setzte er hinzu, während der Hauptling das Pergament überblickte.

„Welcher von diesen zehn Namen ist der Euer?“ fragte der Haiduck.

„Dieser hier — Marco Pietro Loredano,“ antwortete der Venetianer, auf dem Pergament seinen Namen bezeichnend.

„Loredano!“ schrie eine heisere Stimme, die Rede des Venetianers abschneidend.

Es war Cassiotti's Stimme.

„Loredano?“ wiederholte er, mit krampfhaft geballter

Faust sich von seinem Sitze erhebend, während seine Augen glühende Blitze schleuderten.

„Ja,“ antwortete der Bevollmächtigte der Republik, „Marco Pietro, der letzte Abkömmling von Jacopo Loredano, den der berühmte Admiral Pietro seinen Neffen nannte.“

„Der jüngste Spröß des Henters steht also hier Auge in Auge mit dem letzten Sprößling des Opfers!“ sprach Cassiotti mit einer Stimme, dumpf und zitternd, wie die des Donners, „denn hier steht der Knabe, der das Recht hat, Jacopo Foscarini seinen Ahn zu nennen!“

Mit diesen Worten legte er eine seiner zusammengeballten Hände auf Matteo's Haupt.

Der Knabe öffnete weit die glühenden Jaguaraugen bei diesem Aufruf seines Vaters und ein schrecklicher Gedanke stieg in ihm auf. Er stürzte auf das Messer zu, das Dmitri auf dem Tische liegen lassen und warf sich auf den Venetianer mit der Wuth eines wilden Thieres, dem man die Jungen geraubt. Er schien zu wachsen in der Gluth des Zorns — ein furchtbar schönes Bild dieser Knabe!

Doch Cassiotti hielt seine Arme fest wie mit eiserner Klammer.

„Matteo,“ sprach er, „zwischen diesem Manne und uns ist Blut — aber Blut wird nicht abgewaschen durch Blut!“

„Vater, hast Du mich nicht auf den Thurm von St. Marcus geführt und mich gelehrt, zu rufen: Gerechtigkeit!“

„Mein Kind, Gott allein kennt die Stunde!“

Loredano, von dem wüthenden Knaben befreit, zog sich in eine Ecke des Gemachs hinter den Tisch zurück, so daß dieser ihn wenigstens einigermaßen vor weiteren Angriffen schützte.

Dmitri hatte während dieses fürchterlichen Auftritts kein Wort gesprochen; doch jetzt, da Cassiotti den Arm seines Sohnes aufgehoben, erhob sich der Chef, lud sein Pistol und wandte sich dann an das Mitglied des Rathes der Zehn.

„Marco Pietro Loredano,“ sprach er, „es giebt in unseren Reihen ein Gefes, zufolge dessen der Blutbruder die Streitsache dessen, den sein Herz ihm zum Bruder gegeben, zu der seinigen macht und an seiner Statt die Rache vollzieht. Da Domenico Giuseppe Cassiotti, oder vielmehr Foscarini, mein Blutbruder ist, so ist seine Rache die meinige. Befiehl also Deine Seele Gott —“

„Dmitri, es wäre eine Niederträchtigkeit, diesen Mann in meinem Hause zu tödten!“ fiel Cassiotti dem Hauptling in die Rede, mit seinem Körper den des entsetzten Loredano deckend.

„Bruder,“ erwiderte der Haiduck, „Dein Ahn ist nicht gerächt worden und Du weißt wohl, daß die Rache das heiligste Erbtstück ist, das ein Kind von seinem Vater empfangen kann. Blut verlangt Blut — so steht es geschrieben!“

„Gnade, Dmitri, Gnade für diesen Mann!“ rief Cassiotti, vergeblich bemüht, seinen Blutbruder zur Milde zu bewegen.

„Hat sein Ahn dem Deinen Gnade erwiesen? Er muß sterben! Doch damit man nicht sagen kann, daß er hier als Opfer des Verraths fällt, so sei die Thür weit geöffnet, damit die Sterne des Himmels und die Augen der Menschen hereinschauen.“

„Alle Witten Cassiotti's ungeachtet öffnete der Haiduck die Thür und ließ drei Mal in sein Horn, daß der schauerliche Ton weithin durch Thal und Berge hallte, dieser fürchterliche Ton, welcher den Leuten frieblicher Gegenben den Anruf erprekte: „Gott sei uns gnädig! das ist Dmitri's Horn!“

„Kameraden, was mag das Signal bedeuten?“ fragte Einer der jenseits des Sees zurückgebliebenen Panduren.

„Beim Löwen von St. Marcus, ich wittere Verrath!“ antwortete ein Anderer.

„Ich glaube gewiß, der Haiduck hat unserm erlauchten Signor Loredano eine Falle gestellt!“ bemerkte ein Dritter.

„Ich bin der Meinung —“ sprach der Anführer der Panduren, hatte jedoch nicht Zeit, seine Ansicht zu äußern, denn in Cassiotti's Hause leuchtete ein rascher Blitz, begleitet von einem starken Knall und herzerweichendem Schrei.

„Wehe, wehe, das ist die Stimme des Signor Loredano!“ rief der Anführer, zog schnell seine beiden Pistolen aus der Satteltasche und rief seinen Gefährten zu: „Vorwärts!“

Mit schüßerbereiten Waffen in den Händen stürmte die kleine Schaar am Ufer des Sees entlang nach Cassiotti's Hause, so schnell, daß Dmitri kaum Zeit hatte, sein Pistol wiederum zu laden, als die Reiter schon von den Pferden gesprungen und in den Saal gedrungen waren. Hier wartete ihrer ein entsezensvolles Schauspiel. In der Ecke, wo der Tisch stand, war die Mauer zerbrockelt von Kugeln, und am Boden lag der leblose Loredano in seinem Blute, den Cassiotti nicht hatte beschützen können und den Matteo jetzt aus der entgegengesetzten Ecke des Gemachs mit starrem Blick betrachtete. An der Seite des Leichnams waren zwei Diener Dmitri's und die zwei Panduren, welche den Venetianer begleitet, in heißen Kampf gerathen und die letzteren hauchten eben ihren Todesseufzer aus, als die Reiter das Gemach betretend, Dmitri und seinen beiden Haiducken gegenübertraten.

„Keinen Schritt weiter! oder es ist Euer Tod!“ rief der Banditenschef ihnen entgegen, den Lauf seiner Donnerbüchse ihnen entgegen haltend.

Einem Augenblick waren die Panduren unschlüssig; doch als sie endlich den Haß ihrer Pistolen spannten, feuerte Dmitri seine Büchse ab, Dreie zugleich hinstrickend.

„Tod! Tod!“ hallte es aus Aller Munde und eine furchtbare Schlacht erhob sich jetzt unter den noch Uebrigen in dem engen Raum dieser vier Wände. Der Pulverdampf bildete die kämpfenden in dicke Wolken, durch welche der Blitz der Feuerwaffen suchte, und Flüche, Gesähe und Verwünschungen in wilden Wirbel sich drängten. Wie lange dieser Kampf währte, vermochte Keiner zu sagen, doch es kam der Augenblick, da auf der Seite der Panduren ein Hurrah der Freude ertönte und der Jubelruf:

„Sieg! Sieg! . . .“

„Jetzt rasch auf und davon! Kameraden, ehe es in den Bergen belebt wird,“ sprach der Pandurenhauptmann zu seinen noch übrigen drei Gefährten, nahm die zwei blutbespritzten Pergamente, steckte sie in seine Tasche, schnitt dann das Haupt des Dmitri ab, befestigte es an seinem Sattel, legte den verstümmelten Körper Loredano's auf sein Pferd, warf noch einen letzten Blick in das verwüsthete Gemach, und gab Befehl zum Aufbruch. Cassiotti und Matteo, beide fest gebunden, waren den zwei stärksten Männern auf ihre Pferde gegeben worden, und noch besonders festgehalten dadurch, daß jeder

der Panduren einen Finger seines Gefangenen zwischen den Zähnen hielt.

So schlug die auf das Drittel zusammengeschmolzene Schaar den Weg nach Zara ein, in den Ortlichkeiten, durch welche sie kam, die seltsamsten Gerüchte veranlassend, ja als sie in Zara eintritten, hatte Loredano's Erpedition in die Berge und Dmitri's Tod schon die grandiosen Verhältnisse eines Epös angenommen.

In Zara ward Loredano's Leiche zur Erde bestattet, und die vier Reiter setzten ihren Weg nach Venedig fort, stets nur bei Tage reisend, da sie bei Nacht den Ueberfall der verwegenen Nomaden fürchteten, deren Seele Dmitri gewesen.

Überall liefen die Leute herbei den Kopf des fürchterlichen Haiducken zu sehen, welcher mit seinem langen Schnurrbart am Sattel des Pandurencapitains aufgehangen war.

Als die Panduren nach Venedig zurückgekehrt, verbreitete sich ein dumpfes Gemurmel durch die Stadt von dem geheimnißvollen Mord des Signor Loredano, denn daß derselbe mit einer geheimen Sendung an den Banditenschef betraut worden, wußte natürlich Niemand. Wehe dem, der es gewußt hätte!

Als der Anführer der Panduren dem Rath der Republik den an Dmitri gerichteten Brief und Loredano's Vollmacht zurückgab, erleichteten die drei Inquisitionsrichter, und der Eine fragte:

„Was bedeutet dieser Brief und dieses Pergament?“

„Ich weiß nicht, Signor!“ antwortete der Soldat.

„So könnt Ihr nicht lesen?“

„Nein, Signor!“

Das war sein Glück, denn das einzige Wort „Ja“ hätte seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Cassiotti und sein Sohn waren nicht so glücklich.

3. Capitel.

Der Mann mit der Maske.

Der Himmel Venedigs schien fast in Flammen zu stehen, so glühend senkten die Strahlen der Sonne, von keinem Wölkchen verdunkelt, sich auf die Stadt hernieder.

Es war der 26. Juli 1796, der Vorabend des Festes der Siebenschläfer. Kein Lüftchen milderte die verzehrende Hitze. Der Golf des Adriatischen Meeres schien zu schlafen in seinem weiten Bett, wie ein blauer Spiegel lag er da im Rahmen seines ausgeschweiften Ufers, ein Spiegel, auf dessen glatter Fläche Dome, Thürme und Paläste der Stadt sich spiegelten, welche Italien vormalis die Königin der Meere nannte.

Wer an jenem Tage von der Höhe des Glockenthurmes aus, welcher neben der Kirche St. Marcus steht, Venedig beobachtete, würde ein seltsames Bild empfangen haben. Er würde geglaubt haben, eine todte Stadt, ein Palmyra oder Pompeji, welches Jahrhunderte lang begraben gelegen, plötzlich bloßgelegt zu sehen. Nichts regte sich auf den Canälen, nichts in den Straßen, nichts auf den Balconen, nichts an den Fenstern. Kein junges Mädchen hob neugierig den Zipfel einer Gardine, kein Mann des Volkes wandelte auf den einsamen Plätzen. Alle Häuser, alle Paläste waren geschlossen; überall Einsamkeit und Schweigen; nur hier und da konnte man auf den Dächern der Marcuskirche die weißen Flügel der Tauben sich regen sehen, welche die öffentliche Mildthätigkeit einem alten Gebrauche zufolge in dem Sparrwerk des Dogenpalastes in Menge unterhält. Sonst ringsum Alles todt. Venedig hielt Siesta, und es war natürlich, daß die Siesta etwas lange währte, denn man befand sich inmitten der Hundstage.

Doch wenn dann von der Höhe des Glockenthurmes herab euere Augen, über das Meer der Häuser und Paläste irrend, auf dem leicht gesenkten Dach des Dogenpalastes weilt, hätten sie ein großes, mit Eisenstäben vergittertes Fenster entdeckt, hinter welchem ein Mann sich bemühte, eine grobe wolene Decke zum Schutz gegen die Sonnengluth an das Gitter zu befestigen. Dieses Fenster erhellte einen Theil der sogenannten Bleidächer, jener berühmtesten Gefängnisse der alten Republik Venedig, und jener Mann erwartete dort den Augenblick, wo er abgeholt würde, um unter der Seufzerbrücke oder in einer jener Gruben zu enden, welche die Italiener in ihrer poetischen Ausdrucksweise holge dantesche nennen, in Anspielung auf die unheilvollen Trichter, mit denen der florentinische Dichter Dante die Hölle ausstattet.

Welches Verbrechen hatte jener Mann begangen, das ihn unter die Bleidächer geführt? seine drei Mitgefangenen wußten es nicht, deren jeder in einer Ecke des Gemachs auf seinem Bett saß und nicht minder von der Hitze zu leiden schien, als der Fremde, denn von Zeit zu Zeit sahen sie mit der Hand über das mit Schweißtropfen bedeckte Gesicht und athmeten schwer und gepreßt, als fehle ihnen Lungen die Luft; dennoch waren sie heiter wie echte Italiener, die sich am Morgen nicht um den Abend und am Abend nicht um den Morgen kummer machen, und ihre Heiterkeit bildete einen seltsamen Contrast mit dem finstern Schweigen ihres unglücklichen Schicksalsgenossen.

„Cassiotti, Du bist wahrhaftig drollig, armer Bursch,“ rief einer der drei Gefangenen, dessen sonnenverbranntes Gesicht von einem rothen Bart umrahmt war. „Wozu quälst Du Dich mit dem alten Fesen?“

Cassiotti schien diese Bemerkung nicht zu hören, sondern murmelte nur zwischen den Zähnen: „Bei St. Antonio, ich wollte, der Löwe von St. Marco durchlöcherete mir die Haut mit seinem Schwerte. Man köcht hier wie im Ofen.“ Und ohne sich stören zu lassen fuhr er fort in seinen Bemühungen, die alte Decke an das Fenster zu befestigen.

„Die Sonne ist ja bald hinter den Häusern,“ bemerkte ein Anderer.

„Und wie lange wird's dauern, so ist der Tag vorbei,“ fuhr der Dritte fort.

„Ja, nachdem er viele Stunden lang seine Gluth auf das Dach ausgeschüttet,“ entgegnete Cassiotti, mit seiner Arbeit eine Weile inne haltend.

Nach kurzem allgemeinen Stillschweigen kreuzte der Mann mit dem rothen Bart die Arme über der Brust und fragte, sich zu Cassiotti wendend: „Wie lange bist du unter den Bleidächern?“

„Heute ist's der zehnte Tag,“ entgegnete der Gefragte kurz und trocken.

„Also 2 Jahre und 355 Tage weniger als ich. Denn heut sind's drei Jahre her, daß ich kein anderes Bett habe, als

dieses Strohlager, und keinen andern Himmel darüber, als dieses Weidach. In drei Jahren, mein Freund, hat man Zeit, sich an die Sonne Venedigs zu gewöhnen, wenn man im Dogenpalast wohnt."

"Drei Jahre!" rief Cassiotti mit dem Ausdruck des Schreckens.

"Drei Jahre!" wiederholte der Andere, jede Silbe betonend, "aber ich kenne sogar Einen, der sieben Jahre ein Gast dieses Ortes gewesen ist. Sieben Jahre, sage ich Dir." Dann schied zu einem seiner Gefährten wendend, fuhr er fort: "Du, Malasti, mußt's ja noch wissen und kannst bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Ja, ja, Cassiotti, hier wohnte er sieben Jahre, ohne zu murren, ohne zu klagen, und nur drei Tage vorher, ehe sie ihn abholten, ich weiß nicht wohin, sagte er zu uns: „Meiner Treu, ich glaube, heut ist's ein bißchen warm gewesen!"

Cassiotti antwortete nicht auf diese mit gleichgültiger Ironie hingeworfene Rede des Nothbärtigen, doch eine Bewegung der Wuth zuckte durch seine Glieder, so heftig, als ob er die starke eiserne Kette aus der Mauer reißen wollte. Mit raschem Blick maß er seinen Kerker und seine Mitgefangenen und versenkte sich alsdann mit seinen Gedanken in den unerblicklichen Himmel, welcher, in die blendenden glühenden Farben des Abendroths getaucht, jenseits seines Kerkers sich ausbreitete. In einem Augenblick gingen die zwei Seiten seines Lebens an seiner Seele vorüber: das Leben des freien Mannes auf den Bergen und das Leben des Gefangenen unter den Weidächern.

Die Decke entfiel seinen Händen, sein Kopf neigte sich auf die Brust und zwei Thränen rannen langsam über seine Wangen.

"Vater, du weinst?" rief jetzt ein Knabe, welcher, da die niederfallende Decke sein Gesicht berührte, plötzlich erwachte.

Dem Weinenden stieg bei dieser Frage des Sohnes die Röthe der Scham ins Gesicht und seine Thränen versiegten. "Dank, Matteo," sprach er leise. "Ein Haubt muß sterben können, ohne geweint zu haben."

Bei diesen Worten drückte er den Knaben mit unsäglicher Zärtlichkeit in seine Arme und wiederholte, des Sohnes Stirn mit seinen Lippen berührend: "Dank, mein Sohn, Gott segne Dich, wie ich jetzt mit diesem Kuß Dich segne!"

Es wäre ein rührendes Schauspiel gewesen für jedes fühlende Herz, diesen Vater und diesen Sohn zu sehen, Einer für den Andern bangend, Jeder die dunkle Justiz der Republik Venedigs fürdrängend für den Andern, und von dieser Herzensangst gedrängt, sich einander fester und inniger in die Arme schließend.

An den drei Mitgefangenen ging das rührende Schauspiel jedoch ohne den geringsten Eindruck vorüber. Gleichgültig betrachteten sie die Gruppe und wunderten sich, wie Cassiotti bei der Vorstellung einer siebenjährigen Gefangenschaft unter den Weidächern so gar außer sich gerathen könne.

Warum aber erleuchteten alle Drei plötzlich? Auch Matteo hatte mit dem, den Kindern der Natur eigenen scharfen Gehör ein fernes Geräusch von Tritten auf der Treppe vernommen, vielleicht auch Cassiotti, doch keiner sagte es dem Andern. Matteo's Blicke flogen besorgt von der Thür zum Vater, von dem Vater zur Thür und sein Herz pochte fast hörbar. Dem Greis entging keine der Bewegungen des Sohnes und endlich sprach er:

"Matteo, wie bist Du blaß! Wie schlägt Dein Herz!" Die Schritte waren unterdessen näher gekommen und der Mann mit dem rothen Barte fragte laut:

"Kameraden, hört Ihr nichts?"

"Es kommt Jemand die Treppe herauf," antwortete ein Anderer.

"Ich höre das Klirren von Carabinern," sagte der Dritte. Eine tiefe Stille folgte, während welcher jeder der drei Männer nur den einen Gedanken hegte: Wen von uns werden sie holen? und alle Drei machten mechanisch das Zeichen des Kreuzes, als wollten sie die über ihrem Haupte schwebende Gefahr beschwören.

Cassiotti und sein Sohn fielen auf die Knie im Augenblick, da kein Zweifel der Gefahr mehr übrig blieb, und Matteo betete mit herzzerreißender Angst: "O, möchten sie nur meinen Vater nicht fortführen!"

"Wenn sie mir nur mein Kind nicht rauben!" murmelte Cassiotti mit Todesangst.

Cassiotti betete für seinen Sohn, Matteo betete für seinen Vater, die Andern beteten jeder für sich.

Noch drei fürchterliche Minuten, welche die Todesangst zu Jahrhunderten ausdehnte.

Unter dem Weidach herrschte eine furchtbare Stille, eine so tiefe Stille, als könne man die Gefangenen denken hören. Sie athmeten kaum, doch ihre Augen waren angezogen von der Thür mit jener unwiderstehlichen Gewalt, die der Magnet auf das Eisen ausübt.

Plötzlich hielt die Tritte vor der Thür an, Riegel knarrten, eiserne Barren klirrten, und die Gefangenen, von Granen durchrieselt, sahen einander an, als wollten sie fragen: "Wer von uns wird es sein?"

Indessen ward der Schlüssel ins Schloß gesteckt, drei Mal knarrten die ungeheuren Federn, welche die starke Eisenblechthür in der Mauer festhielten, ehe der Riegel nachgab und der Kerker sich öffnete.

"Wehe uns!" rief Cassiotti mit unterdrückter Stimme, mit seinem Körper den Knaben deckend, als wolle er ihn vor den Augen der unbefangenen Justiz Venedigs verbergen.

"Gott, erbarme Dich unser!" sprach leise der Mann mit dem rothen Bart und seine beiden Gefährten, als sie die Diener dieser Justiz über die Schwelle des Kerkers treten sahen.

Zu jener Zeit bestand die Justiz Venedigs aus zwei erzenen Rachen, in welche die Ankläger unter dem bergenden Dunkel der Nacht ihre anonymen Anschuldigungen gleiten ließen, aus drei verummigten Richtern, welche das Urtheil sprachen, und aus dem gleichfalls maskirten Henker, welcher das Urtheil vollstreckte.

Er, der Henker, war es, der jetzt auf der Schwelle des Gefängnisses unter den Weidächern stand.

Nachdem er seine Augen auf alle Gefangenen geheset, als wolle er das Maß ihrer Furcht oder ihres Muthes ergründen, entsaltete er das in seiner Hand befindliche Papier und las mit gleichgültigem Ton und leicht illyrischem Accent Folgendes:

"Im Namen des hohen Tribunals von Venedig, welches diese Nacht das Todesurtheil gefällt über Domenico Giu-

seppe Cassiotti, rufe ich, der Unbekannte, beauftragt, das besagte Urtheil zu vollziehen, besagten Domenico Giuseppe Cassiotti auf, meiner Stimme zu antworten."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust Matteo's, und ein Freudenschrei der Cassiotti's. Der Knabe sank in die Knie, von Schmerz überwältigt, und der Vater dankte Gott, daß er zum Tode auserkoren und sein Sohn dem Leben erhalten sei. Er empfahl ihn dem Schutze des Höchsten und sprach dann, zum Henker gewendet:

"Bruder, Domenico Giuseppe Cassiotti bin ich!"

"Gut!" antwortete der Mann mit der schwarzen Maske und machte den Schirren ein Zeichen, sich des Gefangenen zu bemächtigen. Doch da die Soldaten auf Cassiotti zuschritten, den Befehl auszuführen, glühten Matteo's Augen in ihren Höhlen, wie sprühende Kohlen aus einem dunkeln Winkel. Wie ein Schakal stürzte er zwischen die Soldaten und seinen Vater, ihn zu vertheidigen. Die Schirren zögerten einen Augenblick und sahen den Henker fragend an, der stumm und unbeweglich den Finger gegen den Verurtheilten ausgestreckt hielt, dem furchtbaren Bild eines heidnischen Schicksalsgottes vergleichbar.

Cassiotti lächelte, da er die beiden Männer vor einem Kinde zurückweichen sah, und eine unbeschreiblich stolze Freude erfüllte sein Herz. Jetzt konnte er ruhig sterben, unbefragt, was einst aus Matteo werden sollte, wenn er die Weidächer verließ. Matteo hatte diesen rohen Männern imponirt. Der Vater war zufriedengestellt, denn er ließ auf der Erde ein anderes Selbst zurück, voll Muth, voll Kraft, ein unbesiegbares Kind der Berge. — Er konnte getroßt sterben!

Cassiotti fuhr mit seiner rauhen Hand über des Knaben Stirn, wie ein Jäger sein Windspiel streichelt, um es zu besänftigen, und sprach ruhig:

"Daß sie gewähren, Matteo!"

Der Knabe gehorchte und drückte sich in die Mauereder, das Gesicht in beiden Händen verbergend.

Die Soldaten lösten nun den Ring der Kette, welcher den Gefangenen an die Wand des Kerkers fesselte, und riefen dann, ihn nach der Thür stehend: "March!"

"Noch einen Augenblick wartet, Brüder," begann der Mann mit der Maske nochmals, und las aus einem zweiten Papier mit derselben Gleichgültigkeit wie das erstmal Folgendes vor:

"Im Namen des hohen Tribunals von Venedig, welches in dieser Nacht das Todesurtheil gesprochen über Luigi Matteo Cassiotti, rufe ich, der Unbekannte, beauftragt, besagtes Urtheil zu vollziehen, den besagten Luigi Matteo Cassiotti auf, mir Antwort zu geben."

"Gott sei gelobt!" rief der Knabe, sich hoch aufrichtend und in die Arme seines Vaters werfend. "Ich wußte wohl, daß Du nicht allein gehen könntest und Deinen Sohn hier lassen."

"Ich rufe Luigi Matteo Cassiotti auf, mir zu antworten," wiederholte der Henker.

"Es ist wahr, ich vergaß zu sagen, daß ich es bin," antwortete der Jüngling, und zugleich hinzuzufügen: "Ich danke Euch!"

Cassiotti schien dem Vergehen nahe, doch der Knabe ergriff seine Hand und sprach, sie an seine Lippen führend:

"Vater, wenn der Blitz den Horst des Adlers auf dem Berge entzündet und zerfließt, darf dann der Adler allein den Feuerlod sterben und seine Kleinen zurücklassen?"

Der Greis schüttelte traurig sein fast kahles Haupt.

"Vater, wenn die Art den Baum fällt, kann dann der Stamm fallen, ohne daß der Zweig mit falle?"

Cassiotti schüttelte abermals das Haupt.

"Nun, Vater, da die junge Brut mit dem Nar zerfließt wird, wenn der Blitz das Nest erreicht, da der Zweig mit dem Stamm fällt unter den Schlägen der Art, so muß ich auch sterben, da Du stirbst."

Der Greis antwortete nicht, sondern drückte den Knaben nur mit schmerzlicher Zärtlichkeit ans Herz.

Nachdem auch Matteo's Kette gelöst war, trieben die Schirren die Gefangenen vor sich her und auf ein Zeichen des Mannes mit der Maske verließen Alle den Kerker und stiegen die dunkeln Treppen hinab.

Die Thür des Gemachs unter den Weidächern war wieder geschlossen, die Riegel griffen wieder fest in die Steinmauer und die schweren Eisenbarren nahmen ihre Plätze wieder ein.

Mehrere Minuten noch herrschte tiefe Stille unter den Zurückbleibenden, und erst als der letzte Klang der Schritte verhallt, wagten sie zu athmen und zu sprechen. Als sie keinen Laut mehr hörten, sprach der Nothbärtige zu seinen Gefährten:

"Freunde, um 1 Uhr haben Cassiotti und Matteo aufgehört zu leben. Wir wollen beten für das Heil ihrer Seelen."

Und die drei Gefangenen beteten für Cassiotti und seinen Sohn Matteo.

Wie schön ist eine Nacht in Venedig! Eine Nacht in Rom erhebt unsere Gedanken inmitten der uns umgebenden Monumente vergangener Größe. Eine Nacht in Neapel entzündet das Herz durch den Zauber der Natur, aber eine Nacht in Venedig erweckt in unserer Seele die tiefsten, verborgenen Regungen der Poesie. Am Tage erscheint Venedig wie ein Bild der Verwüstung, am Ufer des Meeres hingestreckt, traurig, weil ihr ganzes Leben im Schooße der Vergangenheit ruht und nimmer wiederkehren kann ans Licht der Gegenwart. Doch wenn das Dämmerlicht der italienischen Nacht wie ein Wittwenschleier sich um die trauernde Venetia breitet, wenn die Marmorpaläste, die einst von so stolzem Leben strahlten, die Prachtbauten eines Calendario, durch Titian's und Veronesi's Pinself verherrlicht, Mitternacht schlagen hören, da ist es, als stiegen die Geister der alten Dogen herauf; wenn die Einsamkeit über dem Hafen ruht, von welchem einst die stolzen Flotten ausgingen, welche auf dem Meere allen Mächten Europas trotzen; wenn das Wasser der Lagunen schläft und nur hier und da noch ein verspäteter Barcarolo seine schlange Gondel am Ufer des Canals festbindet, eine Octave von Tasso singend; wenn der letzte Ton der Guitarre des Serenadenängers verhallt, alle Vorhänge an den Fenstern gefallen sind, wenn nicht mehr das Gesumme des Lebens, sondern nur noch die Klage des Windes und der Seufzer der Wogen an unser Ohr dringt, leise, als hörten wir einer Geist weinen über den Fall der Königin der Meere — dann ist Venedig schön, dann muß

man bekennen, daß einer venetianischen Nacht keine auf Erden gleicht.

Eine dieser wundervollen Nächte, welche nur Byron's Verse beschreiben, nur Canatelli's Pinsel malen kann, war die des 27. Juli, des Tages der Siebenkläser. Welche Poesie in dir, welche Poesie in dich! Venetia, der Schatten dessen, was es einst war, liegt schlafend am Ufer der Lagunen, die Wogen der Adria küssen ehrerbietig den Saum ihres Marmorleides, alter Gewohnheit huldigend, welche die Zeit nicht in Vergessenheit brachte. Die tiefste Stille herrscht in der ruhenden Stadt. Nur die Ungeberei hört mit den ehernen Ohren, ob nicht irgend ein Feind der Republik ein verbotesnes Wort flüstere, sieht mit den ehernen Augen, ob sie nicht den Dolch eines Brava im Dunkel bemerke; doch was sie sieht ist nur das verglimmende Lichtchen vor einem Madonnenbilde, die Sterne des Himmels auf dem Spiegel des Wassers; was sie hört ist nur die Woge des Golf, welche von Canal zu Canal wandert, um die alten Paläste zu begrüßen, jetzt so stumm und schweigend, als möchten sie nicht reden von ihrer versunkenen Herrlichkeit.

Doch seht nur, hört nur — zwar im Mitternacht schon vorüber, der Ton der Serenaden ist verklungen, doch die Strahlen des Mondes sind noch nicht erloschen.

Dort unten, wo in der Dunkelheit der Thurm der Kirche St. Giorgio seine Spitze in den Himmel streckt, spaltet eine Gondel die dunkelblaue Welle des Golf. Seht Ihr? die Gondel ist ganz schwarz, schwarz wie die Barke des Höllenflusses, nur würdet Ihr, wenn die Entfernung es gestattete, die rothe Flamme des Inquisitionsgerichtes darauf bemerken. Kein Vorhang ihres Zeltes erhebt sich, kein Muderer spricht ein Wort; man glaubt eine der märchenhaften Barken zu erblicken, deren Fährleute ein Zauberer auf hundert Jahre stumm gemacht. Dennoch gleitet sie vorwärts, gleitet vorwärts in tiefem Schweigen. Wohin geht sie? Wollt Ihr es wissen?

Sie ist jetzt dahin gekommen, wo der Canal Orfano sich öffnet, dessen Welle nie das Netz des Fischers berührt, in dessen Nähe das heiterste Kind der Lagunen plötzlich seine Barcarole unterbricht. Der Herr bewahre jedes geliebte Haupt vor den furchtbaren Wellen des Canals Orfano! Denn nach dem Canal Orfano steuert die Barke mit der rothen Flamme. Finster und schweigend — kein Vorhang hebt sich an ihrem Zelt, kein Fährmann spricht eine Silbe.

Ein Mann, dessen Gesicht mit einer schwarzen Maske bedeckt, steht aufrecht am Steueruder und lenkt die dunkle Barke. Dieser Mann ist die Seele dieser Gondel, welche sich stets nur nach Mitternacht in Bewegung setzt und stets nur zwischen den Kerken und dem Canal Orfano hin und her fährt.

Endlich hält sie an. Sie ist ans Ziel ihrer Fahrt gelangt. Niemand gebietet ihr Halt, sie steht von selbst still, denn sie weiß, mit welcher schauerlichen Last man sie unter der Seufzerbrücke beladen, sie weiß, wo sie diese Last abzuwerfen hat. Sie weiß, wo ihr Rauf beginnt, wo er endigt. So hält sie also in der Mitte des Canals Orfano.

Auf ein Zeichen des Mannes mit der Maske erheben sich die Vorhänge der Gondel und enthüllen ein trauriges Bild: Zwei Gefangene, knieend zu den Füßen eines Mönches in der weißen Kleidung der Camaldulenser. Die hageren Hände des Priesters ruhen auf ihren Häuptern und seine von Alter zitternde Stimme spricht:

"Gott sei Euch gnädig und barmherzig!"

Die beiden Gefangenen, ein Greis und ein Jüngling, um den Mund verbunden, an Füßen und Händen gefesselt, konnten nur im Innern antworten: "Amen."

Auf ein abermaliges Zeichen der Maske ließen die zwei Muderer etwas Lebendes ins Wasser gleiten, das einen Augenblick noch sich fräufelnd bewegte und dann versank in die Tiefe des Wassers wie ein Stein, den man vorsichtig hinabwirft; bald war das unterbrochene Gleichmaß der Wellen wieder hergestellt.

Der Knabe ist nicht mehr in der Gondel; wir würden ihn vergebens suchen hinter den dunkeln Vorhängen.

Abermals erhebt der Mann mit der Maske die Hand zum Zeichen, und eine zweite Last sinkt dröhnend in die Tiefe des Canals.

Wo ist der Greis geblieben? Niemand ist mehr dort, als der fromme Camaldulenser, welcher mit gefalteten Händen Gebete spricht, die beiden Muderer und der Mann mit der Maske. Dieser wendet sich nach allen vier Himmelsgegenden und ruft jedesmal:

"Gerechtigkeit ist gelbt an Domenico Giuseppe und Luigi Matteo Cassiotti, Verräther an der Republik Venedig!"

Eine Viertelstunde nachher war die schwarze Gondel wieder unter der Seufzerbrücke angelegt.

So endete das letzte Geschlecht der Foscarei. Das der Lorebano hauchte seinen letzten Lebensathem aus der Kugel des furchtbaren Haubtencapitains.

Beider Schicksal war erfüllt.

Doch der Himmel war nicht taub geblieben gegen die Stimme, welche vom Glockenthurm bei St. Marcus der stolzen Venetia ihr Schicksal prophezeigte.

Raum war ein Jahr verfloßen, seit Cassiotti von der Höhe des Glockenthurmes herab Gottes Gerechtigkeit angerufen, als die Gerechtigkeit nahe und an der Gewalt des Weltbesiegters die Macht der Lagunenstadt brach. Im Mai 1797 erreichte die Republik Venedig ihr Ende.

A. v. J.

Kinder-Costüme.

Figur 1. Costüm Magicienne für ein Mädchen von 7-8 Jahren. Kleid von Bopeline. Die breiten Bevers am Vordertheil des Rockes und der Taille setzen sich nach hinten zu fort, wo sie eine Art Kragen bilden. Die Garnitur des Kleides ist von Posamentierarbeit.

Figur 2. Costüm Eclair für einen Knaben von 8-9 Jahren. Blouse von schwarzem Sammet, Pantalons von grauem Tuch, Mütze von Sammet und Cravatte von Tafel.

Figur 3. Mantel Olga für ein Mädchen von 10 Jahren. Der Mantel ist von schwarzem Sammet, Kragen und Nermelbesatz sind von grauem Strahan. Der Hüftput ist mit Nahnfedern geschmückt. Das untere Ende des Mantels verborgene Kleid ist von glattem Stoff, mit ausgeschnittener Taille und kurzen Ellenbogenarmeln a la Louis XV. Der untere Rand der Aermel hat doppelte Tafelvolants als Verzierung.

Figur 4. Paletot Malakoff für einen Knaben von 6-9

Jahren. Der Paletot ist von geripptem Tuch, am Kragen, an den Ärmeln und Taschen mit schwarzem Astrachan besetzt. Ledermütze. Tuch-Gamaschen.

Figur 5. Costüm Lady Jenny für ein Mädchen von 7-8 Jahren. Das Kleid ist von schwarzem Sammet, mit Aufschlägen von gestrepter Seide verziert. Ledergürtel mit Stahlknalle. Gamaschen von johannisbeerfarbenerm Tuch, Hut von schwarzem Sammet, mit weißer, johannisbeerfarbener Schattirter Feder geschmückt.

Friedrich von Schiller.

Hundert Jahre sind verflossen, seit der edelste, reinste Dichtergenius Menschengestalt annahm, seit Friedrich von Schiller geboren ward.

Wir wären nicht werth, ihn den Unsern nennen zu dürfen, wenn in der Zeit, da selbst die Deutschen in fernen Ländern sich vereinigen, am zehnten November die Säcularfeier der Geburt ihres geliebtesten Sängers festlich zu begehen, wenn in dieser Zeit wir unberührt, unbewegt bleiben könnten von dem Hauch der Begeisterung, der alle deutschen Herzen vereint zu dem einen Dankgebet, zu dem einen Jubelruf, daß wir ihn haben, daß er „unser“ ist! Unser Schiller!

Auch andere Nationen haben ihre großen Männer, Männer, auf die sie mit Stolz und Bewunderung blicken, doch die deutsche Nation steht mit diesem herrlichen Reichthum hinter keiner andern zurück. Wer denkt nicht an das milde Weltgestirn: Alexander v. Humboldt, an Göthe, an Rauch, an alle die zahlreichen andern Sterne am Himmel der Wissenschaft und Kunst, die dem deutschen Namen Ehre und Bewunderung erwarben? Der Genius aber, der am tiefsten ins Herz der Nation gedrungen, am innigsten mit ihrem Seelenleben verschmolzen, ist Schiller. In Schiller,

In jungen deutschen Herzen steht Schiller als Priester der Schönheit am Altar der Poesie, den innern Menschen emporhebend in seine Welt der Ideale, die, ohne der Wirklichkeit zu entfremden, sie uns nur im Lichte jener Verklärung zeigt, die dieser, dem Gemeinen so unendlich fern stehende Genius über alle seine Schöpfungen ausgoß.

Unzählige Schriften über Schillers Leben und Wirken als Mensch und Dichter werden jetzt in die Welt gesandt, um den Deutschen das Bild ihres edelsten Sängers in neuer Lebendigkeit vor das Auge zu führen, doch wie vollständig, gerecht und wahr auch jene Schilderungen und Beurtheilungen seien, können sie doch kein treueres Bild des Gefeierten geben, als Göthe, sein großer Freund, von ihm entwirft in den Worten:

„Es glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, welche nie verfliehet,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, welcher stets erdheter
Bald kühn sich vordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.
Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!“

[4304]

Marie Harter.

Eltern auch, nur mit dem Unterschiede, daß die Kinder so ehrlich sind, es zu sagen.

Ich will euch eine kleine Geschichte erzählen. Gertruds Vater — er ist jetzt todt — hatte Niemanden auf der Welt so lieb gehabt, als seine kleine Gertrud, ihre Mutter ausgenommen. Wenn er noch so müde von Geschäften Abends nach Hause kam, war er doch nie zu müde, sein Kind zu küssen. Sonntags nahm er die Kleine auf seine Knie und erzählte ihr von dem kleinen Moses, den seine Mutter in einem Körbchen ins Rohr gestellt auf's Wasser, in der Hoffnung, daß die Königstochter komme und den Kleinen zu sich nehme, damit er nicht, wie die anderen hebräischen Knaben getödtet werde. Wie da Gertrud allerlei Fragen that und fröhlich mit den Händchen klatschte, wenn die Königstochter dann wirklich den kleinen Moses aufnahm und auch noch seine eigene liebe Mutter als Amme wählte, obgleich sie nicht wußte, daß es seine Mutter sei. Wie zerbrach Gertrudchen sich den Kopf, ob wohl die Amme dem kleinen Moses einmal sagen würde, daß sie seine Mutter sei, d. h. wenn er groß genug wäre, um es zu verstehen. „Papa,“ sagte sie dann überglücklich, „Zeit genug wird die arme hebräische Mutter dazu haben, wenn Niemand dabei ist, der es hören kann, denn die Königstochter wird wohl oft fortgehen.“

Wenn sie sich lange genug an dieser Geschichte ergötzt, erzählte ihr Vater ihr von dem kleinen syrischen Mädchen, das den frankten Propheten geheilt, von Daniel in der Löwen-grube, und die Geschichte von den Raben, die Elias fütterten. Dann läuteten die Glocken zur Kirche, und Gertrud ergriff ihres Vaters Hand und ging mit ihm an den schönen Feldern, an den blühenden Wiesen vorbei, wo das Gras hohe Wellen schlug und die Vögel ihre Nester bauten, ging mit ihm im Schatten der Eichen, der Ulmen, der Ahornbäume, um deren Stämme wilde Wein und Waldrebe sich rankten; da blickte Gertrud wohl sich nieder, eine wilde Rose zu pflücken, und ihr Vater sagte nicht, daß es gottlos oder unglücklich sei, am



Kinder-Costüme.

Sonntagsfeier.

„Wie traurig, daß Sonntag ist!“ Arme Kinder, das thut mir unendlich leid, denn ich möchte, daß der Sonntag euch der liebste Tag in der Woche sei. Ich möchte nicht verlangen, daß ihr den ganzen Sonntag still, mit gefalteten Händen dastehen sollt. Ich selbst wäre das nicht im Stande, und könnte es daher noch weniger von einem rastlosen Kinde erwarten! Ich würde nicht verlangen, daß ihr den ganzen Tag lesen sollt, weil ich weiß, ihr würdet so müde werden, daß ihr nicht mehr versteht, was ihr lest, und gewiß bin, wenn ich nur den Rücken gewendet, würdet ihr eine Schnur aus der Tasche ziehen, damit zu spielen, Knoten in euer Taschentuch knüpfen, oder einschlafen. Wenn ich solche Dinge von Euch verlangte, weiß ich gewiß, ihr würdet sagen: „Wie traurig, daß Sonntag ist!“

Ich weiß wohl, daß es viele Leute giebt, die darüber ganz anders denken als ich, aber wenn ich dann hören muß, wie Kinder den lieben schönen Sonntag zu Ende wünschen, so komme ich stets zu der Ueberzeugung zurück, daß meine Ansichten die richtigeren sind.

Unmöglich können wir von den Kindern verlangen, was wir selbst nicht vermögen. Schon oft habe ich Leute gesehen, die, des Lesens müde, den ganzen Sonntag verschlafen, trotzdem aber verlangten, die Kinder sollten stockstill auf ihren Stühlen sitzen bleiben, den langen Sonntag über ihren Büchern gähnen, und sich sehnen nach dem Montag, wie die

Sonntag Blumen zu pflücken, sondern er sagte ihr, sie möge ihm nur Blumen bringen, eine Rose, eine Feldnelke, ein Gänseblümchen, und zeigte ihr, wie verschieden voneinander sie seien an Gestalt, Farbe und Duft, und doch wie schön jede einzelne. Dann zeigte er ihr die Thautropfen an den Grashalmern, die wie Diamanten schimmerten im Sonnenlicht, und die behaglich weidenden Heerden der Kinder, die, den Nacken befreit von dem schweren Joch, ruhend im Schatten lagen, dem Schöpfer für den Sonntag dankend, indem sie ihn genossen und sich desselben freuten, den verständigen Menschen eine heilsame Lehre gebend.

Gertrud und ihr Vater kamen nun in der Kirche an; sie liebte den Gesang sehr, die Kleine, und wenn ihr Vater neben ihr sang, wagte sie manchmal, schüchtern um sich blickend, auch leise mit zu singen, während sie mit dem Finger der Reile im Gesangbuch folgte, die eben gesungen ward. Gertrud verstand nicht die ganze Predigt, und ihr Vater erwartete das auch nicht, dennoch nahm er sie stets Vormittags mit in die Kirche, weil der Prediger nie vergaß, daß die Kinder auch Seelen haben, und immer etwas für sie Verständliches einzuflechten wußte.

Nach der Kirche, als Gertrud an ihres Vaters Seite munter wie ein junges Reh daherhüpfte auf dem Wege nach Hause, hielt der Vater es nicht für Sünde, wenn sie in beizeres Lachen ausbrach, vor Freude, daß Gott die Welt so schön gemacht. Unmöglich konnte sie ja so viel Glück und Seligkeit in ihrem kleinen Herzen behalten; der Vater verlangte das auch nicht. Freundlich klopfte er ihr auf das blonde Lockenhaupt, und die Welt schien auch ihm so schön, der Sonntag so herrlich, so beglückend, daß er in innerster Seele dessen Seligkeit empfand.

dem Dichter der Jugend, liebt und feiert die Nation und der Einzelne gleichsam die eigene Jugend, das Morgenroth des geistigen Lebensstages. Lerneten wir nicht durch ihn zuerst und zumeist den ganzen Adel, die Herrlichkeit unserer Mutter-sprache kennen? Sein Genius weichelte die noch amuth-losen Formen derselben zum Götterbilde aus, dessen durchgegeistigte Züge die erhabensten Gedanken wiederzuspiegeln vermögen, und willig sichergeben zum Ausdruck der höchsten, wie der innigsten Empfindungen.

Mit Stauten fragen wir, wie es möglich sei, daß Schiller, der stets pathetische Schiller volksthümlicher werden konnte, als irgend ein anderer deutscher Dichter, und wissen diese bestrebende Erscheinung kaum anders zu erklären, als durch die Wahrnehmung, daß Schillers Pathos immer und überall, weit entfernt von hohler Phrase, nur als erhabener Gedanken nothwendig edles Gewand erscheint, dessen Formen nicht allein den höher Gebildeten fesseln, der ihren Inhalt begreifen und nachempfinden kann, sondern auch den einfacheren Geist bezaubern, der, den Sinn nur ahnend, von dem Adel der Form unbewußt bestochen wird.

Wenn gleich nicht Jede diesem lebenswerthesten Menschengeiste auf allen seinen Bahnen folgte, nicht Jede sein schönstes und am wenigsten gekanntes Gedicht: „Die Künstler“ zu schätzen weiß, so giebt es doch sicher keine deutsche Frau, kein deutsches Mädchen von nur einiger Bildung, welche nicht wenigstens „die Glocke“, dieses Epos des Menschendaseins, kennt und liebt, keine, welche von dem ewigen Drama der Jünglingsfreundschaft: „Don Carlos“ nicht ergriffen worden wäre, keine, in deren Herzen „Wilhelm Tell“ nicht das Echo uralten menschlichen Freiheitsrufes erweckte.

Gertruds Vater hatte stets den Sonntag gefeiert, — doch jetzt feiert er ihn nicht mehr auf Erden — und die kleine Tochter mußte in die kalte Fremde hinaus, die seine Liebe nicht mehr erhellte. Wie traurig und freudlos vergeht jetzt Gertrud den Sonntag. Die Menschen, welche sich ihrer angenommen, meinen, daß Gott mit Gertrud Sonntag früh bis zur Kirche ohne aufzustehen auf dem Stuhl sitzen bleiben im dumpfigen Zimmer. Sie darf nicht in die freie Natur hinaus, um Gott in seiner grünen Erde lächeln zu sehen, sie darf den blauen Himmel, die schönen Blumen nicht aufsuchen, die Gott seinen Kindern zur Freude geschaffen hat. Sie muß mit dem Buch in der Hand dasitzen und lesen — lesen — lesen — bis der Kopf ihr schwindelt und sie zur Kirche geht, Vormittags, Nachmittags, Abends. Jetzt hat die arme Gertrud auch sagen gelernt: „Ach, wie traurig, daß Sonntag ist!“

Eine Quelle des Glücks.

Die Familie bestand aus fünf Personen: Julius, der Vater, ein Mann im kräftigsten Alter, geschickt und arbeitssam, ein vortreffliches Herz, aber oft bekümmert und sorgenvoll wie alle diejenigen, welche für das tägliche Brod arbeiten und wohl wissen, daß Leid und Entbehrungen ihrer warten, wenn Gott ihnen nicht die Kraft des Armes, den Brodherrn und ihre Stelle in der Werkstatt erhält.

Martha, die Mutter, eine ordentliche, verständige Frau, doch so belastet mit Sorgen für die Haushaltung und die Kinder, daß ihre dreißigjährige Stirn schon einige Runzeln zeigte und ihre Lippen ein Murren nicht stets zu unterdrücken vermochten.

Johannes, der älteste Sohn, ein kräftiger Bursch von fünfzehn Jahren, der aus der Schule eine mehr als gewöhnliche Bildung mitgebracht, Dank seinem Eifer für die Wissenschaft, die ihn zum Liebling des Lehrers gemacht. Er begann jetzt, unter seines Vaters Leitung sich mit der Kunstschlerei zu beschäftigen, welche er ebenfalls erlernen wollte.

Louise und Marie endlich, frische muntere Mädchen von zehn und sieben Jahren, unbekümmert um Alles, wie man es in diesem Alter ist, so wenig wie möglich in der Schule arbeitend, doch mit einer Fassungsgabe und Gutmüthigkeit ausgestattet, welche keine Unruhe über ihren Leichtsinne aufkommen ließ.

Alle zum Glück nöthigen Elemente waren also in dieser Familie vorhanden, so lange das Oberhaupt derselben seinen Erwerb nach Hause bringen konnte.

So bedeutend dieser Erwerb auch war, denn Julius galt als einer der geschicktesten Kunstschler der großen Stadt, so gehörte doch eine sehr weise Oekonomie dazu, mit dieser Einnahme alle häuslichen Bedürfnisse bestreiten zu können; Martha besaß zum Glück diese nützliche Fähigkeit.

Ihr Sohn und ihre Töchter, stets reinlich und anständig gekleidet, machten ihrem Geschick Ehre, und nach dem Urtheil der Nachbarn war sie die glücklichste Frau unter der Sonne.

Der Blick der Welt sieht indes nur die Oberfläche der Dinge. Das häusliche Leben der Familie war allerdings frei von dem Glend, welches Folge des Lasters und der Unordnung ist; der Vater gab nie seinen Lohn für unnütze Dinge aus, und die Kinder waren wohlgezogen genug, ihre Mutter nicht zum Erörtern der Beschämung, ihren Vater zu Zornausbrüchen zu zwingen.

Doch obgleich die Abwesenheit des Lasters genügt, die großen Uebel fern zu halten, so genügt sie nicht immer, das Glück einer Familie vollkommen zu machen. Dazu gehört die Übung der höheren Tugenden, Selbsterleugnung, Duldburg und Ergebenheit, und diese fehlten dem sonst vortrefflichen Elternpaare.

Beide, obgleich sie ihre Kinder innig liebten, verstanden nicht, ihrer Liebe den Ausdruck zu geben, der sie doppelt wohlthuend empfinden läßt. Die Opfer, die sie ihnen oft bringen mußten, brachten sie nicht mit Freudigkeit, sondern konnten nicht verbergen, wie viel sie ihnen kosteten.

Julius hatte eine gewisse Naivheit der Sitten, welche es schwer machte, darunter seine achtungswerthen Eigenschaften zu erkennen, und zuweilen Launen, welche seinen Kindern, statt sie zu ihm zu ziehen, Schen einflößten.

Auch Martha mußte ihren Töchtern nicht jenes schrankenlose Vertrauen einzusprechen, welches die Bande zwischen Eltern und Kindern fester fesselt. Ordnungsliebend fast bis zur Uebertreibung, hatte sie die Kleinen oft wegen geringer Fehler gescholten, und diese, statt neue Fehler mit der Offenheit zu bekennen, welche der schönste Schmuck der Kindheit ist, verbargen lieber ihre kindischen Vergehungen, als sich Verweisen auszuflehen.

Ohne sich Rechenschaft geben zu können von dem, was ihre Häuslichkeit kalt und reizlos mache, fühlte Martha doch darüber sich wahrhaft betrübt und unglücklich.

Die Abendmahlzeit, zu welcher die Familie sich vereinigte, ging oft vorüber, ohne daß der Vater auch nur ein Wort sprach. Nach Tisch ging er mit seinem Sohn aus, fand bei seiner Rückkehr Louisen und Marien eingeschlafen und seine Frau über die Arbeit gebeugt, erschöpft mehr von Langleweil als von Anstrengung.

In trauriger Einförmigkeit verflossen so die Tage, als die Geburt eines vierten Kindes einige Abwechslung in diese drückende Stille brachte.

Die Veränderung that sich fürs Erste nur durch des Vaters sorgenvollere Stirn, durch die Seufzer der Mutter und durch die Freude der Kinder kund, welche weber an neue Ausgäben, noch erhöhte Sorgen, sondern nur an die Spiele mit dem kleinen Brüderchen dachten.

Als Martha, einige Tage nach der Geburt des Kindes, es in das blüthenweiße Leinen hüllte, stieß sie plötzlich einen lauten Schrei aus, doch dieser Schrei blieb ohne Echo — sie war allein.

Die arme Mutter hatte bemerkt, daß das überdies schon sehr schwächliche Kind am rechten Fuß verkrüppelt sei und aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ohne Beschwerde werde gehen können.

Sie unterdrückte die hervorquellenden Thränen, nahm das kleine Geschöpf in den Arm, und ging mit ihm zum Arzt, um — dort sich die traurige Bestätigung ihrer Befürchtungen zu holen.

Mit Herzensangst erwartete sie diesen Abend ihren Gatten.

„Sieh, Julius,“ sprach sie, weinend ihm entgegengetreten — „das Kind, das Gott uns geschenkt hat . . .“ und sie legte den kleinen Rudolph auf des Vaters Knie.

Julius betrachtete es, nahm das kleine Füßchen, das eine Verdrehung des Knöchels zum Gehen unfähig machte, in die Hand, gab dann das Kind, ohne ein Wort zu sagen, seiner Frau zurück und ging mit großen Schritten im Zimmer umher.

Die Kinder, da sie ihre Mutter weinen sahen, fingten gleichfalls an zu weinen. Es war eine traurige Scene.

Plötzlich trat, wie aus einem Traum erwachend, Julius auf seine Frau zu und sagte:

„Martha, das Kind kann nichts dafür, daß Gott uns durch seine Gebrechlichkeit betrübt. Wir wollen tüchtig arbeiten und es wird uns an nichts fehlen.“

„Lieber Mann,“ antwortete Martha, ihre Thränen trocknend, „Du tröstest mich, ich danke Dir.“

Von dieser Stunde an ging eine vollständige Umwandlung in der bescheidenen Häuslichkeit vor. Es schien, als habe mit dem kleinen gebrechlichen und leidenden Wesen Gott eine Fülle von Sanftmuth und gegenseitiger Liebe in die Herzen gesandt.

Das Dasein des kleinen Rudolph war für die Mutter ein Sonnenstrahl, der stets und dauernd ihr Leben erwärmte und erhellte. Ihre Tage flossen nicht mehr einsam dahin. Das kleine Wesen erforderte unaussprechliche Sorgfalt, und es lag eine so süße Befriedigung für Martha darin, das hilfsbedürftige Kind zu lieblosen, welches gar bald ihre mütterliche Zärtlichkeit zu erwidern versuchte.

Auch Julius mochte wohl jetzt seine Häuslichkeit anziehender finden, denn er brachte die Abende und die Feiertage selten außer dem Hause zu. Er ging sogar so weit — was sonst nie geschehen — daß er sich erbot, seiner Frau bei ihrer Arbeit zu helfen, oder das Kind zu warten, während sie den nöthigen Haushaltgeschäften nachging.

Es war ein rührender Anblick, wie der rauhe, kräftige Mann sanft und geduldig zu sein sich bemühte, um seinem schwächlichen Kinde nicht wehe zu thun, welches gar bald ihm zulächelte und mit den kleinen Händchen in des Vaters vollem Haar wühlte. Die süße Last ward ihm jedoch oft freitig gemacht von den Schwestern Louise und Marie, die dem Brüderchen zu Liebe möglichst vernünftig waren, und von dem älteren Bruder, welcher gegen die Mutter aufmerksamer war als je, da er sie mit einer solchen Last ewig wiederkehrender Mühen überhäuft sah.

Als der kleine Rudolph in das Alter getreten, wo die Kinder ihre Kräfte versuchen, bereitete die Ueberzeugung den Eltern neuen Schmerz, daß er niemals seinen Fuß ohne Stütze zum Gehen werde brauchen können, doch sie entschädigten das Kind durch erhöhte Liebe für seine Schwäche, und der häusliche Friede ward dadurch nicht getrübt.

So vergingen mehre Jahre. Rudolph wuchs zusehends, doch sein Körper blieb ungewöhnlich zart. Die blauen Augen schienen von stiller Sehnsucht zu strahlen, schöne blonde Locken wallten um seinen schlanken Hals, und seine weißen Händchen waren so mager, daß man ohne Mitleid sie nicht betrachten konnte.

Für keines ihrer anderen Kinder hatten die Eltern so große Opfer gebracht wie für dieses; die äußersten, nahrhaftesten Speisen, die feinsten, wärmsten Kleider, ja sogar Lederhosen fehlten dem kleinen Rudolph nicht; die Eltern wollten ihn, so viel in ihren Kräften stand, entschädigen für seine harten Entbehrungen, aber kräftig ward er nicht.

„Gott hat ihn uns schwach gegeben,“ sprach Julius, dessen betrübtes Vaterherz im Glauben Trost gefunden, „und wir können ihn nicht stark machen.“

Um so reicher entwickelte sich dagegen Rudolphs Verstand, wie dies häufig der Fall bei fränklichen Kindern. Kaum fünf Jahr alt, besümmte er seinen Bruder, der jetzt fast ein Mann und seine lebenswürdigen munteren Schwestern mit Fragen über Alles ihm Unverständliche, was im Bereich seines Auges vorging, und ruhte nicht, bis die Geschwister ihn lesen gelehrt.

Vater und Mutter hörten glückselig lächelnd zu, und Niemand hätte in ihnen die schweigsamen, misvergnügten Leute von ehemals wieder erkannt.

Johannes hatte für Rudolph leichte kleine Krücken und einen Rollstuhl gemacht, und die beiden Schwestern, besonders die sehr geschickte Louise, fertigten ihm seine Kleider mit einer Zierlichkeit, welche sonst in der Familie nicht üblich gewesen.

Des Sonntags und an schönen Sommerabenden führte der Vater ihn ins Freie; oft brachte er ihm Blumen mit und schenkte ihm einen hübschen kleinen Vogel, an dessen Gesang der Knabe unglückliche Freude hatte.

Martha umgab ihn mit Allem, was die zärtlichste Mutterliebe nur erfinden kann, und hätte das traurige Geschenk, das Gott ihr gegeben, nicht gegen den kräftigsten Sohn vertauscht.

Der kleine Kranke, der sich als Gegenstand so zarter Aufmerksamkeiten erblickte, war ganz erfüllt von Dankbarkeit, und wußte kaum, wie er den Seinigen die Liebe seines Herzens zeigen solle.

Gott wußte wohl, was er that.

In diese Familie, welche gelebt hatte ohne andern Zweck, als im Schweiß des Angesichts das tägliche Brod zu erwerben, in diese Familie hatte Gott das gebrechliche Kind gesandt, das, anfangs eine Last scheinend, die Glieder der Familie in Liebe und lange entbehrtem häuslichen Glück vereinigte.

„Rudolph ist für uns ein Schatz,“ sprach Julius. „Sein Leben ist unser Reichthum, es erleuchtet unsere sonst freudlose Heimath.“

„Ja,“ antwortete Martha, „wenn Du des Abends bei der Arbeit Dich verspätest, so tröstet mich Rudolph über Dein langes Ausbleiben, und das Warten wird mir minder schwer.“

„So wie unser Rudolph,“ bemerkte die ausgelassene Marie, „mögen die Engel im Himmel aussehen.“

Die arme Mutter zitterte bei diesem Wort, denn im

Innern begte sie die schmerzliche Besorgniß, ihr engelgleiches Kind werde bald zu seinen Brüdern, den Engeln, zurückkehren.

Der Herbst kam, der siebente in Rudolphs Leben. Dieser Herbst war kalt und neblig. Die Blätter fielen früh von den Bäumen und rauschten unter den Tritten des Wanderers.

Martha betrachtete mit immer wachsender Besorgniß ihren stets schwächer werdenden Sohn. Nur noch selten hörte sie von ihm das holde Geplauder, das sie stets so entzückt. Die Krücken lagen unbenutzt da, weil der hilflose Körper in sich keine Kraft mehr hatte, und ein trockener Husten folterte das Herz der Mutter mit den bangsten Sorgen.

Julius bemerkte die nur zu begründete Besorgniß Martha's, und versuchte gegen seine Ueberzeugung ihrem Herzen einigen Trost zuzusprechen.

Auch Johannes und seine Schwestern litten innerlich unglücklich unter dem drohend herannahenden Verlust, verbargen jedoch ihren Schmerz so gut sie konnten.

Rudolph, zu jung, um die Gefahr seines Zustandes zu kennen, gehorchte nur dem Gebot körperlichen Unbehagens, wenn er still und schweigsam dasaß. Hatten jedoch einige Stunden ruhigen Schlummers ihm scheinbar seine Kräfte wiedergegeben, so lächelte er von Neuem, spielte mit seinem Vogel und bat um Blumen. Aber ach — selten, sehr selten waren diese Augenblicke!

Eines Tages hatte der Arzt Julius von dem unausbleiblichen Verlust unterrichtet, der ihm bevorstehe, und schon am Abend dieses Tages fand er, nach Hause zurückkehrend, Martha auf den Knien neben dem Bette des kranken Kindes, den gepreßten Athembülgen der schwachen Brust laufend.

Julius kniete neben seiner Gattin nieder, tetete mit ihr und erhob sich gestärkt.

„Väterchen,“ sprach das Kind, plötzlich erwachend, „Du bist so lange mit mir nicht auf der Wiese gewesen, ich habe die Sonne so lange nicht gesehen . . .“

Julius drückte die Hand auf die Lippen seiner Gattin, die in Schluchzen ausbrechen wollte, und sprach:

„Bald, lieber Rudolph, wirst Du eine Sonne sehen, die nicht untergeht, und Wiesen, wo unverwelkliche Blumen blühen.“

„Geschwind, Vater, führe mich hin, unsere Stube ist heut so niedrig und eng.“

„Aber Rudolph, Dein Vater, Deine Mutter, Deine Schwestern, Dein Bruder werden Dich nicht dahin begleiten; sie kommen erst später nach.“

„Nein, so will ich lieber so lange warten, bis Ihr auch fertig seid, ich will nicht ohne Euch gehen!“ und mit diesen Worten sank das Kind, dessen Augen von einem fieberhaften Feuer glänzten, auf sein Lager zurück.

Die Arzneien für das Kind kosteten viel. Tag und Nacht mußte das Feuer im Kamin unterhalten und nahrhafte Speisen für die Schwestern bereitet werden, welche abwechselnd wachten und dabei noch mit Emsigkeit arbeiteten. Der Erwerb der Familie reichte zwar hin zur Deckung aller Ausgaben, doch nicht ohne Entbehrungen für Alle. Louisens und Mariens sonst so hübscher Anzug ward abgenutzt, ohne daß sie an dessen Erneuerung dachten, und der gute Johannes versagte sich den Besitz belehrender Schriften, deren Studium sonst seine höchste Freude gewesen.

Der Weihnachtsabend war gekommen und Rudolph wollte aufstehen. „Ich bin gesund!“ sagte er, und so nahm die Mutter ihn auf ihre Knie und ließ sein Köpfchen an ihrer Schulter ruhen.

Der Vater kehrte jetzt aus dem nahen Laden zurück mit einem kleinen blondgelockten Jesuskinde von Wachs, das er für Rudolph gekauft.

„Dank, dank, lieber Vater!“ rief der Knabe entzückt, als Julius ihm das kleine Wachschild gab. „Wie gut bist Du, und wie ist das Kind so schön!“

Rudolph hörte nicht auf, das Jesuskind zu lieblosen, er plauderte wieder wie sonst und ließ sich von den Schwestern wohl zehn Mal die Geschichte von der Krippe, von der Geburt Jesu erzählen.

Die Hoffnung Aller stieg an diesem Abend, nur die Martha's nicht, deren Mutterherz sich über den Zustand ihres Lieblings nicht täuschen konnte.

Die Nacht rechtfertigte ihre Besorgnisse, denn der Husten des Kindes dauerte fast ohne Unterbrechung, und kein Schlaf erquickte den kraftlosen kleinen Körper.

Niemand von der Familie legte diese Nacht sich zur Ruhe. Der Arzt, den Julius vor Tagesanbruch holte, schüttelte den Kopf, und gab keine neuen Bestimmungen.

Die Angehörigen wichen nicht von dem Bett des kleinen Kranken an diesem traurig trüben Morgen. Gegen Mittag endlich brach die Sonne sich Bahn durch die Wolken und sandte einen ihrer freundlichsten Strahlen auf das Bett Rudolphs. Er wollte sprechen, doch die Stimme versagte ihm den Dienst. Er breitete seine kleinen Hände nach der Sonne aus, lächelte und entschlief — für immer.

Martha weinte lange an der Brust ihres Gatten, welcher, um ihren Schmerz zu besänftigen, Worte des Glaubens und der Hoffnung sand, denn der Glaube war in seine Seele gekommen mit Rudolphs Geburt, und die Hoffnung mit dessen Tode.

Das Kind, obgleich entschwebt zur ewigen Heimath, ließ dennoch auf der Erde eine segnende Spur zurück.

Die Seinigen sprachen täglich von ihm, sie vergaßen keines seiner Worte, vergaßen nicht seine engelgleiche Sanftmuth. Doch was sie gleichfalls weder vergaßen noch verlernen, war die Selbsterleugnung, die Liebe und alle Tugenden, welche mit dem kleinen Rudolph in die Familie eingegeben waren.

Niemals in früherer Zeit hatten Julius und Martha für einander so viel Rücksicht und Zärtlichkeit, nie hatten die Kinder so viel liebende Aufmerksamkeit für die Eltern gehabt, als jetzt.

Ein kleines Marmorkreuz und Blumen bezeichnen die Stelle, wo Rudolph ruht, und diese Stelle ward der sonntägliche Wallfahrtsort der Familie.

Die Thränen der Trennung versiegtet nach und nach, Erinnerung und Hoffnung füllten die unermeßliche Leere aus, und das Glück, dessen Quelle das kranke Kind gewesen, blieb heimisch unter dem Dach, unter welches der himmlische Vater es als Engel des Segens auf kurze Zeit gesendet.

Die Mode.

Wie stets beim Wechsel der Saison, herrscht auch jetzt noch eine gewisse Unentschiedenheit des Geschmacks. Neben in allen nur erdenklichen Stoffen, Farben und Mustern drängen sich zur Auswahl vor die prägnanten Blüde der Damen; keine Gattung wird ganz verschmäht, entschieden bevorzugt nur die schwarze Seidenrobe. Wie schon erwähnt, scheint die Mode in Seiden- und Wollstoffen die Nummernmuster zu begünstigen, doch ob diese Begünstigung eine dauernde und allgemeine sein werde, läßt sich natürlicherweise nicht vorherzagen, jedenfalls aber wird auch der Geschmack an greiflichen Stoffen sich erhalten. Das früher zu Moden fast einzig und allein gewählte Grau ist, wenn gleich nicht mehr die vornehmste, so doch eine immer noch beliebte Farbe, in welcher die bedeutendsten Fabricanten schöne und elegante Stoffe geschaffen. Die Röcke der Kleider sind größtentheils einfach (nicht double jupe), in große Tallsalten gelegt, und werden trotz ihrer Weite häufig über wenig umfangreiche Crinoline getragen, ein Wagniß, zu dem man im Interesse der socialen Wohlfahrt und Bequemlichkeit nur gratulieren kann.

Für die Eleganz der Haustoilette hat die Mode ihre auffallendsten Capricen zur Geltung gebracht. Ein sehr bedeutender Bestandteil origineller Haustoilette sind die sogenannten Juaven-Jacken oder Dollmans, deren Form eine unserer nächsten Nummern durch Abbildung eines pariser Originals veranschaulicht wird. Diese Dollmans, am häufigsten von Tuch oder Cashmir, reich mit Vise geziert, werden von den Damen zu langen Schleppliefern von schwerem Stoff getragen. Solche Damen, die eine noch geistreichere Eleganz lieben, tragen sogar die Dollmans von farbigem Sammet, mit goldener Vise geziert. Die Toilette zu vollenden, kommen noch Unterarmel und Kragen von feiner grauer Keimwand mit farbiger Seiderei hinzu. — Der letztgenannte einfache Luxus, welcher in der That mit einem goldgezierten Dollman fast in Widerspruch zu stehen scheint, ist jedenfalls werth, auch zu weniger funkelnder Toilette angewandt zu werden.

Für Theater und Concert werden die Burnous sich in Gunst erhalten, eine Wahrnehmung, die mit Freuden zu begrüßen ist, denn die Grazie des Burnous ist durch seine Mantille, durch seinen Schawl zu erheben. Die Theater-Capoten erscheinen in diesem Jahre von außerordentlicher Größe, zugleich Kopfbedeckung und Pelztrappe bildend. Die elegantesten sind von weißem Cashmir, mit farbigem Seidenfutter, entsprechendem Aufschlag und sonstiger Verzierung, an welcher die in diesem Jahre so vorwaltend benutzte Goldblize nicht selten einen wesentlichen Theil bildet. Einige nächsten in Abbildung

erscheinende neue pariser Capoten werden das hier Gesagte bestätigen, und ohne Zweifel manche Leserin veranlassen, gegen die Raubheiten des Winters ihr Haupt durch eine so weiche elegante Hülle zu schützen, was um so weniger schwierig, da die Anfertigung derselben durch die dazugehörigen Schnittmuster sehr erleichtert wird. [4311] Veronica v. G.

Ueber die Durchwinterung zarter Pflanzen und deren Abhärtung im Freien.

(Schluß.)

Zarte Perennien, die alljährlich bis über die Erde absterben, lassen sich sehr leicht vor Frost schützen, wenn man eine kleine Anhäufung von Erde, Sägespänen, Spreu, Tangeln oder Kohlenasche, je nach Befinden 3-8 Zoll hoch, über die Pflanzung macht, und um diese 3-4 Mauerziegel stellt, die man dann mit 1 oder 2 Dachziegeln bedeckt, um Kälte und Wind von der Bedeckung abzuhalten. Man kann das Deckmaterial auch durch concave Deckel schützen. Man Art der Bienenkörbe von Stroh verfertigt werden und bei einiger Schonung manches Jahr dauern. Wird der Frost zu streng, so läßt sich das Ganze leicht noch mit Stroh, Laub oder Tangeln überdecken, welches jedoch bei eintretendem Thaumwitter wieder weggenommen wird.

Alle umkleideten Holzpflanzen darf man im Frühlinge nicht plötzlich, sondern nur nach und nach entblößen, indem man die Umkleidung lockert und verdünnt; denn wenn der Saftumlauf regsam wird, erkranken sie am leichtesten, weil sich der Frost stets nach der Feuchtigkeit hinzieht. Gegen Nachfröste habe ich meist immer mit gutem Erfolg die bekannten Frostabweiler angewendet, d. h. ich zog Strohseile treuzweise über die Pflanzen hin und ließ ihre Enden in mit Wasser gefüllte Gefäße herabhängen. — Hat man die Gefäße im Frühlinge ganz entblößt und fürchtet, daß ihnen ein Nachfrost geschadet habe, so besprache man sie, ehe die Sonne darauf scheint, und zwar so lange, bis alles im Schatten aufgethauet ist.

Wenn zarte, laubabwerfende Geväuche noch im Spätherbste alle Blätter haben, so ist es rathsam, um den Saft früher in den sogenannten Ruhezustand zu bringen, die Blätter, sobald die jungen Zweige gereift sind, nach und nach von oben herab abzubrechen.

Dadurch wird die späte Saftcirculation gehemmt und der Frost kann minder nachtheilig einwirken.

Der Weinstock ist zwar von ziemlich harter Natur, denn er erträgt 16 Grad, auch wohl bis 21 Grad R. Kälte, aber dennoch ist es in unserm Klima rathlich, ihn zu bedecken, da er nicht in jeder Lage einen hohen Kältegrad aushält, und weil die jungen Trauben von dem Glatteise, welches durch sein pressendes Anliegen die Saftrohren und Rindengefäße zerprengt (namentlich bei plötzlich einfallendem Sonnenschein), oft mehr als von dem Froste selbst leiden. Allerdings kommen auch bei uns bisweilen solche gelinde Winter vor, wo man das Bedecken füglich hätte unterlassen können, doch leider kann Niemand dergleichen Winter mit Gewißheit vorausbestimmen. — Die Erde ist zur Sicherung des Weinstocks gegen den Frost jeder andern Decke vorzuziehen, da ihre Temperatur, wenn sie einmal gefroren ist, sich ziemlich gleich bleibt, andere Decken hingegen (z. B. Stroh oder Dünger) der Veränderung der Temperatur sehr unterworfen sind, und dadurch die Augen vor der Zeit zum Treiben reizen, in Folge dessen die letzteren bei wieder verhärtetem Frost leicht angegriffen werden, oder bei einfallender und anhaltender Kälte im Frühjahre leicht faulen können. Von der Erde bedeckt, ist der Weinstock vor dem Froste hinlänglich gesichert — sogar in tiefen Lagen, wo das Grundwasser zu Ausgang des Winters oft Alles, auch die gebedeten Weinstöcke, überschwemmt, erhalten sich die Reben unter der Erde vollsaftig und unverdorben. Bedeckt man unreif gebliebene Reben 1 Fuß hoch mit Erde und bringt darauf noch eine Decke von Laube oder Dünger, damit der Frost nicht in die Erddede eindringen kann, so reifen diese Reben mit ihren Augen sicher vollkommen nach.

Der Firschenbaum erträgt in unserm Klima in der Regel 14-16 Grad R. Kälte, in sehr günstigen Lagen hat man ihn ausnahmsweise auch wohl bis 23 Grad R. ertragen sehen; doch das Glatteis ist seinen jungen Trieben noch verderblicher, als den Reben des Weinstocks. Deshalb cultivirt man ihn bekanntlich auch nur als Spalierbaum an Mauern und Bänken, die eine südliche Lage haben, wo er sich leichter gegen Frost und Glatteis schützen läßt. Man bedeckt die Spalierfirschen am zweckmäßigsten mit dichten Rohrwänden oder mit Kadelholzweigen, welche letztere mit ihren Spitzen abwärts und nachwärts übereinander gebängt werden müssen. Die Rohrwände sind auf folgende Art sehr leicht und schnell zu verfertigen; man macht aus 4 Latten einen Rahmen (der aber 1 Fuß höher und an beiden Seiten 1 Fuß breiter als der zu bedeckende Spalierbaum sein muß), breitet das Rohr darauf aus und befestigt es an beiderseitigen Enden durch das Aufnageln einer zweiten Latte, auf diese Weise lassen sich in kurzer Zeit eine große Anzahl solcher Rohrwände verfertigen; Strohdeden und dergleichen darf man zum Bedecken der Spalierfirschen nicht anwenden, da sie die Latten zu lange anhalten und dadurch den Frost leichter anziehen,

Original-Musik des Bazar.

Ich liebe Dich!

Gedicht von Müller von der Werra.

Musik von

Wilhelm Popp,

Professor der Musik und Hofpianist Sr. Hoh. des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

ANDANTINO.

1. Kei-ne Stund' ist je ver-gan-gen, wo ich Dei-ner nicht ge-dacht! Ach, es treibt mich ein Ver-lan-gen durch des Le-bens düst-re
 2. Wenn ich Dich, Du mei-ne Sü-ße, un-ver-mu-thet wan-deln seh', und Dich dann im Stil-len grü-ße, fühl' ich ein ge-bei-mes
 3. Mag das Schick-sal mich ver-schla-gen fer-ne in die Welt hin-ein, wird mein Herz doch nie ver-za-gen, wird voll ste-fer Hoff-nung
 4. Im-mer-dar Dein Lob zu sin-gen, werd' ich nie im Le-ben müd'; zu den En-geln soll es drin-gen, was ich frei-se hier im

1. Nacht! Denn es mah-net lei-se mich:
 2. Weh! Und es spricht so in-nig lich:
 3. sein; den-ken will ich e-wig lich: Sü-ßes Herz, ich lie-be Dich, sü-ßes Herz, ich lie-be Dich,
 4. Lieb: Nichts giebt's, was Dir, Mäd-chen, gleich

sü-ßes Herz, ich lie-be Dich, ich lie-be Dich!

1. 2. 3. 4.

FINE.

den Mäusen zu einem sichern Winterhause dienen (die dann oft gräßlichen Schaden an dem Pfirschenholze anrichten) und die Blüthen vor der Zeit zum Ausstreifen anzureizen. Ueberhaupt bedede man die Spalterpfirschen nur erst bei 4-5 Grad R. Kälte; auch mache man die Bedeckung nie zu dicht, und verjäume nicht, sie an milden Wintertagen und bei Thauwetter fleißig zu lüften.

Fleischsaft, Champignonsaft und Sardellensaft.

Von Professor Kunge.

Unter den Namen „indische Soja“ und „englischer Ketchup“ befinden sich zwei Flüssigkeiten im Handel, die zu sehr hohen Preisen verkauft werden. Sie sollen dazu dienen, den Geschmack der Saucen zu gedämpftem, geschmortem oder gebratenem Fleische zu erhöhen. Man darf verhältnismäßig nur wenig davon zusetzen, da sie so stark und gewürzreich sind, daß man sich leicht damit das Essen verderben kann.

Der Geschmack dieser Flüssigkeiten ist in der That sehr streng und es hat mir bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in England nicht gelingen wollen damit eine irgend angenehme schmeckende Sauce zu bereiten, stets war etwas fremdartiges, nach Arznei schmeckendes dabei, das nicht nur nicht mir, sondern auch meinen deutschen Landsleuten nicht behagte.

Es wurde mir nun als Pflanzenchemiker die Aufgabe gestellt, diese im Allgemeinen nicht zu verachtenden Wurzeln dem deutschen Gaumen geschmackrecht zu machen. Zu dem Ende mußte ich mir die Kenntniß ihrer Bereitungsweise verschaffen.

Ich erfuhr bald, daß die Soja der eingefochte Champignonsaft sei. — Der englische Ketchup dagegen außer diesem und Fleischbrühe aus noch einer Menge anderer Dinge bereitet werde, nämlich Sardellen, Mousserons, grünen Wallnüssen, Basilicum, Thymian, Vorbeerblättern, Kernen, Pfeffer und Salz. — Ueber das Mengenverhältniß dieser so verschiedenartig schmeckenden Zutaten zum Ketchup konnte ich nichts erfahren.

Es war mir hiermit ein großes Feld der Wirksamkeit eröffnet, und ich hatte es in der Gewalt, eine Menge von Ketchuparten zu erfinden, je nachdem ich das Mengenverhältniß der Zutaten abänderte. Da ich jedoch kein Freund von Mischmasch bin, so begann ich mit dem allereinfachsten, und dieses führte mich denn auch sogleich zum erwünschten Ziele.

Der Zufall beschenkte mich mit 10 Pfund Kuhfleisch, von dem ich voraussetzen konnte, daß es etwas zähe sein würde. Ich beschloß demnach dieses zur Darstellung der vor allem nothwendigen Fleischbrühe zu verwenden.

Es wurde ganz so zubereitet, wie es früher beim Roulleisch angegeben (S. 147), nur mit dem Unterschied, daß das Bestreuen des Spedes mit Pfeffer unterließ. Es wurde dann in ein Gefäß sehr eingepackt und mit möglichst wenig Wasser 5 Stunden lang gedämpft. Dann wurde die Fleischbrühe abgeseigt und zum Klären bei Seite gestellt. Das Fleisch war mürbe und konnte mit verschiedenen Saucen aus gebranntem Mehl, Zwiebeln, Pfeffer, Essiggurten, falschen Capern u. dgl. versetzt werden. Die Brühe wurde am andern Tag von Fett befreit, klar durchgeseiht, rasch eingefocht und dann so stark erhitzt, daß sich scharfe Dämpfe entwickelten. Jetzt ist es Zeit die Einwirkung des Feuers durch Zusatz von wenig heißem Wasser zu mildern. Dies löst die entstandene dunkelbraune Masse auf. Hat man jedoch zu lange erhitzt, so erfolgt keine Auflösung mehr und das Ganze ist schon wegen des brenzlichen Geschmacks als verdorben zu betrachten.

Man setzt nun so viel Wasser hinzu, daß eine syrupdicke Flüssigkeit entsteht. Ich erhielt trotz der 10 Pfund angewandten Fleisches nur 10 Loth. Sie besaß einen höchst kräftigen Geschmack und gab mit 2 Loth Salz vermischt ein wirklich vortreffliches Mittel den oben genannten Fleischsaucen aufzubehalten.

Ich nenne diese Flüssigkeit nach dem was sie ist: Fleischsaft, und meine Freunde, denen ich Gelegenheit gab diesen Saft mit Soja und Ketchup zu vergleichen, gaben ihm unbedingt den Vorzug. — Daß man ihn auf gleiche Weise auch aus zartem Ochsenfleisch bereiten kann, versteht sich von selbst.

Soll er aber wirklich das eben gesagte Lob verdienen, so ist noch eine kleine Verbesserung nöthig, wodurch ein Stoff unwirksam gemacht wird, der bei der Brattheide des Rückstandes sich zu entwickeln beginnt, es ist das Ammoniak. Dies geschieht durch Essigsäure, wovon man aber nur so viel oder vielmehr so wenig zusetzt, daß der Saft nicht sauer, sondern nur höchst wenig säuerlich schmeckend wird. Ein solcher hält sich nun viele Jahre lang.

Nach diesem Ergebnisse kam nun die Reihe an die oben genannten verschiedenen Zusätze, um zu erfahren, ob sie wirklich im Stande sind, den in seiner Einfachheit so vortrefflichen Fleischsaft zu verbessern.

Zunächst ließ ich Champignonsaft bereiten. Ein Pfund fein zerhackte Champignons wurden mit 1 Loth Salz gemengt und nach 24 Stunden die entstandene Flüssigkeit abgeseigt und zur Syrupdicke eingedampft.

Dieser Saft schmeckte namentlich den Champignonfreunden sehr gut, verbesserte aber, mit dem Fleischsaft vermischt, diesen ganz und gar nicht.

Nun machte ich noch einen andern Versuch. Ich übergieß sorgfältig in der Sonne getrocknete Champignons mit so wenig sehr starkem Essig, daß sie nur feucht wurden und presste dann nach einigen Tagen den sauren Saft aus. Dieser Saft duftete gar angenehm und zeigte sich ganz geeignet dem Fleischsaft anstatt der reinen Essigsäure zur Bereitung des Ammoniaks zugesetzt zu werden. Hier haben wir also Fleischsaft mit saurem Champignonsaft als zweite Würze für Fleischsaucen.

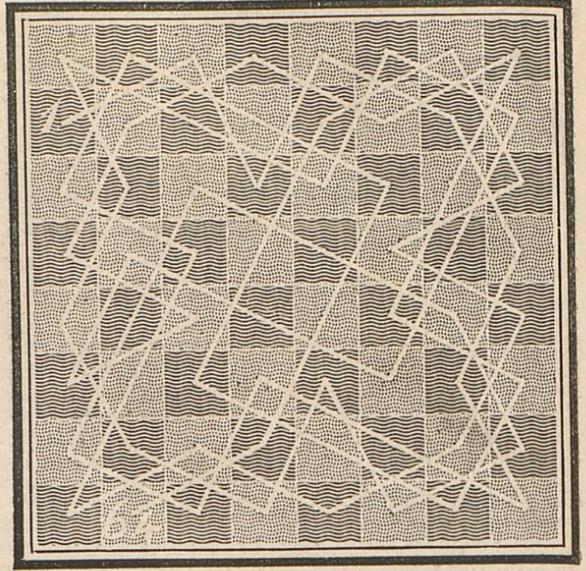
Da Salz ein nothwendiger Bestandtheil unsers Fleischsaftes ist, so versiel ich darauf, einen solchen zu bereiten, der anstatt mit reinem Salze, mit einer entsprechenden Menge ungewässertter Sardellen gesalzen wurde. Dies schien mir die geeignetste Anwendungsart der oben vorgeschriebenen Sardellen und wohl der Prüfung werth.

Ich ließ das Sardellenfleisch von den Gräten ablösen und in einem Porcellanmörser zerstoßen, setzte dann so viel sehr starken Essig hinzu, daß ein dicker Saft entstand, und seibete diesen mittelst eines Porcellandurchschlags ab. Dieser säuerliche Sardellensaft läßt sich ziemlich lange unverändert aufbewahren und eignet sich vorzugsweise zur Darstellung einer sehr wohl schmeckenden Sardellensaucen, nämlich ohne jenen ranzigen Geschmack, den diese nach Vorschrift der Kochbücher bereitete Sauce stets besitzt. Die Ursache davon ist, daß man die Sardellen mit den anderen Zutaten socht, was

sie aber durchaus nicht vertragen können, ohne die Reinheit ihres Geschmacks einzubüßen. Macht man dagegen eine Sauce aus Butter, Mehl und Fleischbrühe und setzt dann, wenn sie bereits vom Feuer genommen, von dem obigen Sardellensaft eine genügende Menge zu und erhitzt nun nicht weiter, so hat man das Vollkommenste, was in dieser Art zu erzielen ist. Ein Zusatz von Capern, Citronenscheiben u. dergl. wird vielleicht nicht schaden.

Ich sagte oben, daß ich den Versuch gemacht den Fleischsaft anstatt mit Salz mit Sardellen zu salzen. Es nichts Empfehlungswerthes dabei herauszubekommen, und um den Fleischsaft, der dadurch nicht besser wird, ist es wirklich schade, wenn man damit umgekehrt den Sardellensaft verbessern wollte. Man thut besser, ihn wie in der oben beschriebenen Sauce mit Fleischbrühe zu verbinden. [4201]

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung = Aufgabe Seite 332.



Auflösung des Räthfels Seite 332. „Mehlthau“.

Auflösung der Köffelsprung = Aufgabe Seite 332.

O Mutterlieb, du heilig Amt, Vom Herrn der Ewigkeit verliehen, Die Seele, die vom Himmel stammt, Dem Himmel wieder zu erziehen.

O Mutterlieb, du strenge Pflicht, Der Ewigkeit gehört dein Waisen! Die Rechenhaft, vergiß sie nicht, Daß deinen Eifer nicht erkalten!



Logogryph.

Drei Zeichen nur — doch deuten sie Dir an Das Größeste, was Dein Gedanke träumen, Was nur Dein Blick in unermeß'nen Räumen Umfassen, Deine Seele ahnen kann.

Vergrößert Du durch einen Doppellaut Das Wort, so wird sich der Begriff verengen, Wird sich in einen Pfad zusammendrängen, Den hoher Bäume grüne Wand umbaut.

Fügt Du des Wortes Stamm als andern Schluß Zwei Zeichen bei, des Staunens laute Kunde, So wandelt sich das Wort in Deinem Munde Zu eines Gottes frommem Namensgruß.

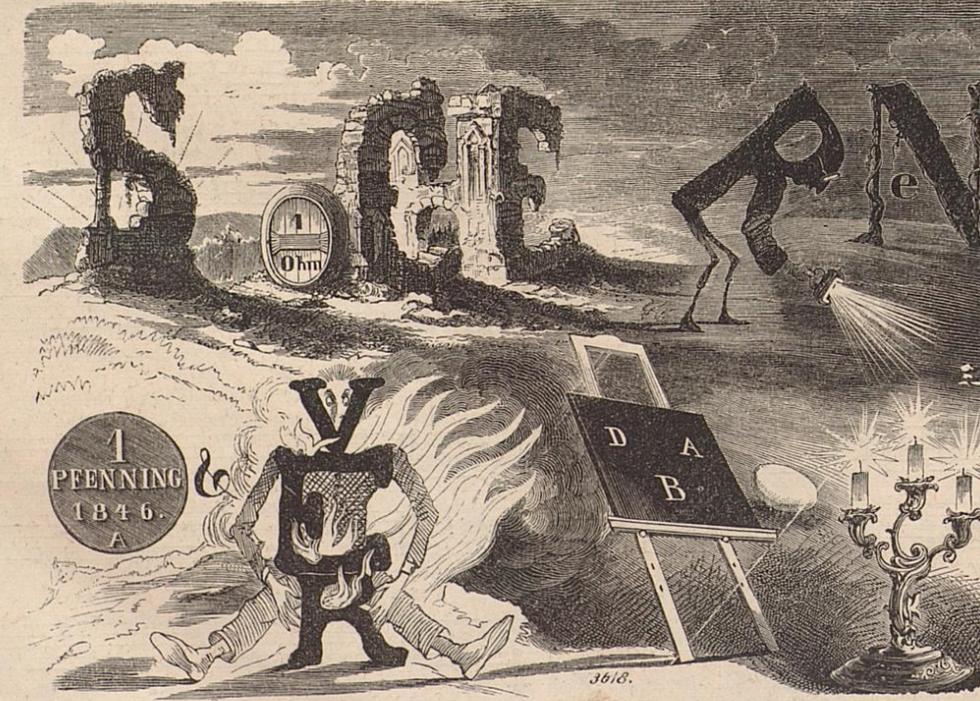
Ersetze diesen Schluß noch einmal neu Durch einen andern aus dem Reich der Zahlen, So wird das Wort die Einfachheit Dir malen, Du zweifelst nicht mehr, was die Lösung sei?

Marie Harrer.

Köffelsprung = Aufgabe.

Denn	gehn,	zu,	und	in	Kinde	ster,	uns-
Welt	zum	unsre	mel	wir	re	mer-	dem
Und	sind;	wei-	rück	weit	un-	Wird	ben,
Stamm	Der	him-	Lieb'	Lieb'	mehr	von	nim-
ben	einst,	ge-	ter	ferm	Ja-	Ob	leiter,
ben	um	nen	im	läßt	mel	fönnen	llad
wie	stor-	Wird	längst	ne	Kind-	cobs-	wir
Stamm	Er-	ei-	ei-	him-	auch	stehn.	Run

Rebus.



Fr. Fr. L. in M. Ueber Winterhüte hat Ihnen bereits die vorige Nummer die gewünschte Mittheilung gemacht. Capolen erscheinen nächstens in Abbildung und Schnittmuster.
Fr. L. A. K. in D. Wir können Ihnen die Erfüllung Ihres Wunsches nicht versprechen.
Fr. Th. J. in P. Es sind Schritte gethan, Ihrem Begehren zu genügen.
Fr. R. v. S. in Cr. Ein Tapissier-Dessein zum Sophasitzen, welches Eleganz mit leichter Ausführbarkeit vereinigt, finden Sie in der zuletzt erschienenen Nummer des Bazar. Muster zum Teppichfund in Tapissier werden nächstens erscheinen.
Fr. G. W. in W. Die zuletzt erschienene Nummer hat Ihren Wunsch erfüllt.
Fr. M. B. N. in L. Wenn Sie zu der feinen Stärke, ehe Sie dieselbe brauchen, etwas Spiritus tröpfeln und etwas Stearin unter die noch heiße flüssige Masse mischen, so erhält die Waage eine sehr schöne Appretur. Durch eine Zufüge wird die Stärke verhindert, beim Plätten sich stückweis abzulösen, was bekanntlich der Schönheit der feinen Fingerringelachen sehr nachtheilig. Die Beantwortung Ihrer andern Frage später.
Mehrere Abonnentinnen in L. Poudre de riz ist eine bekannte weiße Schminke, welche zu den unschädlichsten gehört, doch da auch die unschädlichste noch immer schädlich ist, so unterlassen Sie deren Gebrauch lieber gänzlich.
Fr. G. S. in G. Zufällig ist eben jetzt ein Artikel über das von Ihnen gewählte Thema zum Druck vorbereitet, daher wir von dem Ihrigen feinen Gebrauch machen können. Die Rücksendung erlassen Sie uns. Marie G. und Marie S. ist nicht eine und dieselbe Person.
Fr. v. J. in D. Allerdings können Sie Haarnetze aus seidener Plattschür auch mit Perlen verzieren, da es der Mode ganz entsprechend ist, doch dürften die Perlen nicht die Größe einer kleinen Erbse übersteigen. Wollen Sie die Perlen sogleich beim Filziren des Netzes anbringen, so gehören dazu sehr haltbare, daher schwere Perlen. Rathfamer ist, Sie vollenden das Netz erst ganz und nähern dann die Perlen auf, am besten Schaumperlen, weil diese sehr leicht und überall zu haben sind. Die zur Perlen-Verzierung der Haarnetze gebräuchlichsten Farben sind Schwarz, Stahlgrün, Stahlblau, so wie auch Gold- und Quecksilber-Schaumperlen. So nahe es liegt, bei jedem Knoten des Filetnetzes eine Perle anzubringen, würden wir Ihnen doch rathen, beim Aufnähen der Perlen stets einen Knoten auszulassen, weil sonst das Netz, namentlich wenn es dicht filzt, allzuüberladen erscheint.
Fr. W. v. G. in M. bei L. Die Erfüllung Ihres Wunsches können wir Ihnen für die nächste Zukunft nicht mit Bestimmtheit versprechen.
Fr. A. v. B. in M. Balmoralröcke in den üblichen Farben, roth und schwarz, venise und schwarz u. s. w., so wie die eben so practischen und weniger auffallenden Röcke von mollem Moirée erhalten Sie in der Corsetfabrik von S. Liffier in Berlin. Jägerstücke 42. Abbildungen von Corsets können leider in diesem Jahre nicht mehr im Bazar erscheinen, weil der Raum desselben durch die, von der Saison bedingten Mittheilungen vollständig beansprucht wird. Sie brauchen indeß, was Ihre Einkäufe anbelangt auf unsere Abbildungen nicht zu warten. Schiden Sie der Firma S. Liffier das genaue Maß ein, und bestimmen Sie, welche Forderungen Sie ungefähr an ein Corset stellen, so dürfen Sie gewiß sein, nach Wunsch bedient zu werden. Die sogenannten „Umfaßcorsets“ sind aus der genannten Fabrik ebenfalls zu beziehen, so wie auch Corsets für kleine Kinder, vom frühesten Lebensalter an.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.